

# DIE WELTWOCHEN

4 194707 006902 4 1



## Deutsche in der Schweiz

Wie sie das Land politisch, medial und kulturell umpflügen.

*Christoph Mörgeli*

## Biden ist genau der Richtige

Die Anwürfe seiner Gegner im US-Wahlkampf sind kleinlich und verfehlt.

*Matt Gunn*

## Sechs Schritte ins Dilemma mit der EU

So kam es zum ungeliebten Rahmenabkommen. *Felix E. Müller*

«Gute Führung macht  
alles leichter»  
Christoph Blocher  
wird 80

# Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.erlenkoenig.ch](http://www.erlenkoenig.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



4 Zimmer Mietwohnung  
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Miete 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8152 **Glattbrugg**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.glattwies.ch](http://www.glattwies.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



4 ½ Zi. Eck-EFH, 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 1'494'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.luckenholz.ch](http://www.luckenholz.ch)



4 ½ und 5 ½ Eigentumswohnungen  
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab 881'000.-, Bezug ab Winter 2021/22  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser  
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Winter 2021/22  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8472 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



6 ½ und 7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser  
8913 **Ottensbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab 1'411'000.-, Bezug ab Herbst 2021  
[www.nidolino-ottenbach.ch](http://www.nidolino-ottenbach.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8545 **Rickenbach/ZH**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8136 **Thalwil-Gattikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



5 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8484 **Weisslingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab CHF 1'377'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.paradislig.ch](http://www.paradislig.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
8103 **Unterengstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis CHF 1'841'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.sparrenberg.ch](http://www.sparrenberg.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ und 5 ½ Zi. DEFH  
8127 **Aesch-Maur**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.chridlerpark.ch](http://www.chridlerpark.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 517'200.-, Bezug ab Herbst 2020  
[www.ammuelibach.ch](http://www.ammuelibach.ch)



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung  
8460 **Marthalen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.calmacasa.ch](http://www.calmacasa.ch)




2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.solevista.ch](http://www.solevista.ch)



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis ab CHF 1'101'000.-, Bezug ab Herbst 2021  
[www.leuberg.ch](http://www.leuberg.ch)



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?**  
**Melden Sie sich bei unserem Chef**   
[ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder per Telefon 052 235 80 00.



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)

Alle Objekte im Überblick:  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)

**Lerch & Partner**  
GENERALUNTERNEHMUNG AG  
**LerchPartner** 



Zürcherstrasse 124 Postfach 322  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden  
Immobilienmessen teil:



**SVIT Immobilien-Messe in Zürich**  
26. - 28. März 2021, Lake Side Zürich



**Eigenheimmesse Schweiz in Zürich**  
9. - 12. Sept. 2021, Messe Zürich, Halle 5

Stand September 2020



## Die Schweiz, die Kolonien, die Sklaverei

Eine Studie der Universität Zürich gibt zu reden. Sie stellt die Behauptung auf, dass die Stadt Zürich auf vielfältige Weise in die Sklaverei und in den Kolonialismus «verstrickt» gewesen sei. Speziell im Fokus ist die Familie des freisinnigen Eisenbahnbarons Alfred Escher. Die rot-grüne Stadtregierung hat sogleich eine Arbeitsgruppe eingesetzt. Sie überprüft insgesamt achtzig Denkmäler. Wie in den USA könnten einzelne Standbilder abmontiert, auf den Abfall entsorgt werden.

Auf den ersten Blick wirken solche Aktionen gar nicht so unvernünftig. Die meisten Schweizer Schüler und Studenten sind der Meinung, dass der Kolonialismus eine schlimme Sache war und die Sklaverei ohnehin. Viele dürften von ihren Lehrern auch mitgeteilt bekommen haben, dass der Westen – zu dem die Schweiz fraglos gehört – einen Grossteil seines Wohlstands nicht auf Demokratie, Wissenschaft und Marktwirtschaft errichtet hat, sondern auf der systematischen Ausbeutung und Versklavung nichtwestlicher Gesellschaften.

### Üble Verbrechen

Tatsächlich gibt es keinen Zweifel, dass sich der Westen in seiner Geschichte schlimmster Verbrechen schuldig machte. Es gab Unterdrückung und Ausbeutung. Das Übel der Sklaverei wurde nicht nur praktiziert, sondern von einigen der fähigsten westlichen Denker sogar als moralische Notwendigkeit geradezu verherrlicht. Allerdings lassen sich so weder die grossen wirtschaftlichen Erfolge des Westens erklären, noch wird man seiner Geschichte gerecht mit dieser einseitigen Sicht.

Ich hatte vor Jahren eine gute indische Kollegin. Ihr Grossvater hatte noch den Kolonialismus erlebt und sehr darunter gelitten. Leidenschaftlich habe er die Briten gehasst. Sie konnte das verstehen. Trotzdem sah sie es differenziert. Ohne die Briten, erklärte sie, hätte Indien heute vermutlich keine Demokratie, keinen Rechtsstaat, wären ihre Eltern nie in die Schweiz gekommen und hätte sie, als Frau, kaum die Chance gehabt, im Westen zu studieren und einen Mann ihrer Wahl zu heiraten.

Kein Missverständnis: Natürlich war der Kolonialismus schlimm für die Leute, die ihn erleiden mussten. Selbstverständlich hatten viele der Kolonisatoren keine guten Motive. Aber wahr ist eben auch, dass die Kolonialmächte gegen ihre Absichten viele westliche Errungenschaften in die von ihnen kolonialisierten Länder eingeführt haben, von denen die Nachkommen des Kolonialismus enorm profitiert haben. Nicht zuletzt die westliche Idee der Freiheit, auf die sich anticolonialistische Freiheitskämpfer wie Mahatma Gandhi berufen sollten.

### Der Boxer und das Sklavenschiff

Eine tief sinnige Beobachtung zum Thema lieferte der schwarze Boxer Muhammad Ali, als er nach seinem WM-Sieg gegen George Foreman 1974 in Kinshasa auf die Frage, was er über Afrika denke, mit der Antwort verblüffte: «Gott sei Dank kam mein Grossvater auf dieses Sklavenboot.» Die Reporter missverstanden es als schlechten Witz, als Verharmlosung. Alis

Punkt aber war, dass er niemals der reichste und berühmteste Boxer der Welt geworden wäre, wenn man seinen Grossvater nicht als Sklaven in die USA verschleppt hätte.

Gewiss: Die Sklaverei war ein schlimmes Verbrechen. Die Betroffenen litten unbeschreiblich. Aber die Sklaven sind tot, und ihren Nachkommen geht es viel besser auch deshalb, weil es die Sklaverei gegeben hat. Sonst nämlich, so Alis Gedanke, wären er und andere niemals in den USA aufgewachsen, sondern in Nigeria oder im Kongo mit weit geringeren Erfolgsaussichten. «Die Sklaverei ist der Preis, den ich für die Zivilisation bezahlte, und das wiegt alles auf, was ich über meine Vorfahren dafür bezahlen musste», schrieb die afroamerikanische Schriftstellerin Zora Neale Hurston.

Womöglich werden solche Sätze heute in die Richtung verdreht, man wolle Sklaverei und Kolonialismus beschönigen. Doch darum geht es nicht. Das Argument ist, dass der Kolonialismus und die Sklaverei gegen die eigennützigen Absichten ihrer Anwender auch Millionen von Menschen mit der westlichen Zivilisation, mit Medizin, mit Demokratie und Freiheit, mit Gleichheit und Fortschritt in Verbindung brachten. Wer die Geschichte verstehen will, darf solche Aspekte nicht ausblenden.

### Warum Linke Statuen abreißen wollen

Mein Verdacht ist, dass die Leute, die heute angeblich wegen der Sklaverei Denkmäler wie das von Escher abreißen wollen, gar nicht die Geschichte «aufarbeiten», sondern die Geschichte vielmehr missbrauchen wollen, um ganz andere politische Ziele zu verfolgen. Hinter der Debatte über die Sklaverei auch in der Schweiz steckt oft die schlechtversteckte Absicht, westliche Errungenschaften wie Freiheit, Marktwirtschaft und Demokratie insgesamt als verlogen und als verbrecherisch zu diskreditieren, um sie durch etwas anderes zu ersetzen.

Dass die Denkmalstürzer von links aussen kommen, überrascht nicht. Beunruhigender ist, dass ihr Anliegen, wie die Stadt Zürich zeigt, inzwischen bis weit in die rot-grüne, ja bürgerliche Mitte Anklang findet. R. K.

Damit Sie ganz Frau bleiben.

Brustkrebschirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.



## Reza Pahlavi, Anouk Vergé-Dépré, Joana Heidrich, Joe Biden, Felix E. Müller über die Geschichte des Rahmenabkommens

Die Deutschen hätten die Italiener als stärkste Ausländergruppe längst überholt – wenn sie sich nicht deutlich häufiger und rascher einbürgern lassen würden. Angesichts des knapp gewordenen Mehrheitsverhältnisses zwischen den Linken und den Bürgerlichen könnten die deutschen Neubürger durchaus die politischen Verhältnisse in der Schweiz umpflügen. Christoph Mörgeli geht der Frage nach, warum die Deutschen mehrheitlich links stimmen, vom Staat einiges erwarten, die EU eine gute und die SVP eine schlechte Sache finden. Andererseits gibt es auch deutsche Zuwanderer, die Brüssel keineswegs vermissen, sondern die hiesige Selbstbestimmung und Meinungsvielfalt schätzen. **Seite 14**

Wie spricht man den Sohn des letzten Schahs von Persien an, wollte Pierre Heumann wissen, bevor er via Zoom zu Reza Pahlavi zugeschaltet wurde. Die meisten würden ihn mit «Ihre Hoheit» adressieren, meinte sein Pressesprecher, aber man sei frei, ihn so anzusprechen, wie man es für richtig halte. Titel seien dem Prinzen nicht wichtig. Anders als auf Bildern, die Pahlavi in staatsmännischer Pose zeigen, erschien der Adlige leger im Freizeitlook. Im exklusiven Interview sagt er, warum er sich jetzt wieder Hoffnung auf einen Sturz des Ajatollah-Regimes macht, wie er sich das vorstellt und wie er seine Rolle im neuen Iran sieht. **Seite 34**



**Neue Hoffnung:** Schah von Persien mit Sohn Reza, in den sechziger Jahren.

Im September gewannen zwei Schweizerinnen den Europameistertitel im Beachvolleyball in Litauen. Für Anouk Vergé-Dépré, 28, und Joana Heidrich, 29, war es der erste grosse Titel, seit sie vor vier Jahren zusammenspannten. Wir treffen die grossgewachsenen Spielerinnen in einem Co-Working-Café in Bern, wo sie wohnen. Im Gespräch über Talent, Freundschaft und den Lifestyle ihres Sports verraten sie unter

anderem, warum eine Schwangerschaft während der Karriere nicht in Frage kommt. **Seite 26**

Im anstehenden Kampf um das Weisse Haus sehen viele Kommentatoren in Joe Biden das geringere Übel, ein «Vehikel», um eine zweite Amtszeit von Donald Trump zu vereiteln. Matt Gunn ist ganz anderer Meinung. In seinem Porträt für die *Weltwoche* erklärt der preisgekrönte Filmemacher und Autor für die «Real Time with Bill Maher»-Show, weshalb die Anwürfe von Bidens Gegnern kleinlich und verfehlt sind. In einem flammenden Plädoyer für Joe Biden erinnert er an die Qualitäten des Mannes aus Delaware und erklärt, warum er seiner Ansicht nach sowohl menschlich wie politisch für das höchste Amt geeignet ist. **Seite 20**

Das Rahmenabkommen mit der EU stürzt den Bundesrat in ein Dilemma: Soll er weitere Verhandlungen führen oder die Übung abbrechen? Wie auch immer er sich entscheidet, er wird auf grossen Widerstand treffen. Wie ist er in diese missliche Lage geraten? Felix E. Müller, einst Interims-Chefredaktor der *Weltwoche*, später Chefredaktor der *NZZ am Sonntag*, heute Berater und Autor, schildert ein hochinteressantes Stück Schweizer Politgeschichte. **Seite 24**  
*Ihre Weltwoche*

### IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



# OPEL NUTZFAHRZEUGE IHRE NEUEN MITARBEITER.



- ☑ NIEDRIGSTE VERBRAUCHSWERTE IHRER KLASSE
- ☑ MAXIMALE LADERAUMKAPAZITÄT
- ☑ MINIMALE GESAMTBETRIEBSKOSTEN

UNSER NEUES MODELLSORTIMENT [WWW.OPEL.CH](http://WWW.OPEL.CH)





*Einfluss der Deutschen:* Seite 14



*Erfahrung zählt:* Joe Biden. Seite 20



*Baustelle Rahmenvertrag:* Seite 24

## DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung Herz-Jesu-Sozialismus
- 9 Im Auge Marc Hirschi, Velorennfahrer
- 12 Tagebuch Alec von Graffenried
- 12 Bern Bundeshaus Idee der Macht
- 13 Blick in die Zeit
- 14 Deutsche in der Schweiz Auswirkungen in Politik, Medien und Kultur
- 17 Personenkontrolle
- 17 Stürmchen im Ständerat
- 19 Peter Bodenmann Kampfflieger: Für Trump wäre das ein Nein
- 20 Joe Biden ist genau der Richtige Plädoyer von Matt Gunn
- 22 Christoph Mädgers Feuertaufe Der neue Economiesuisse-Präsident
- 23 Katharina Fontana Sturm auf die Justiz
- 24 Sechs Schritte ins Dilemma Felix E. Müller zum EU-Rahmenvertrag
- 25 Mörgeli Eine religionsfreie CVP-Person
- 26 Joana Heidrich und Anouk Vergé-Dépré Interview mit den Beachvolleyballerinnen
- 28 Inside Washington Ahnungsloser Agent
- 29 Eine Frage der Moral
- 30 Herkules im Rückwärtsgang Swiss-Chef Thomas Klühr tritt zurück
- 32 Jon Pult Steiler Einstieg des SP-Nationalrats

- 34 «Alle haben genug von diesem Regime» Reza Pahlavi plant den Umsturz im Iran
- 36 Wenn Ja-Sager das Sagen haben FDP: Der unbequeme Nicolas A. Rimoldi
- 36 Zahlenakrobaten im Gesundheitsamt
- 37 Kurt W. Zimmermann Die Medien entmachten die Medien
- 37 Hansrudolf Kamer Trump ohne Maske
- 38 Wo die Völker aufeinander schlagen Krisenherd Berg-Karabach
- 40 Goldgräberinnen des Internets Intimfluencer auf «Only Fans»
- 41 Henryk M. Broder Ist er überhaupt ein Mensch?
- 42 Leserbrief
- 43 Nachrufe Sabah al-Ahmad al-Dschabir as-Sabah, Ang Rita
- 44 Beat Gygi Testen bis zur vollständigen Verwirrung

## LEADER

- 46 Christoph Blocher Führungsgrundsätze
- 48 Die Kraft des Überzeugens Mit Argumenten zum Erfolg
- 50 Wiederaufbau der Ems Karl Lüönd über Unternehmer Blocher

## LITERATUR UND KUNST

- 51 Ikone der Woche Wassily Kandinsky
- 52 Hegel in den Schweizer Bergen Der Philosoph auf Wanderschaft
- 54 Bücher der Woche Sandra Gugic, David Engels, Torben Kuhlmann, Max Goldt

- 57 Die Bibel
- 58 Kalter Blick, gezielte Stimme Die Kabarettistin Lisa Eckhart
- 59 Existenzialismus mit Körpereinsatz Deutscher Comedypreis
- 60 Kunst Fotomuseum Winterthur; Fotostiftung Winterthur: Robert Frank
- 61 Film «The Trial of the Chicago 7»
- 62 Klassik Franz Welser-Möst
- 63 Pop Katy Perry
- 63 Jazz George Coleman

## LEBEN HEUTE

- 64 Wunderbare Welt
- 64 Unten durch
- 65 Fast verliebt
- 66 Sehnsuchtsorte
- 67 Lebensläufe
- 67 Thiel
- 68 Essen
- 68 Wein
- 69 Auto
- 69 Objekt der Woche
- 70 Zeitzeichen
- 70 Fragen Sie Dr. M
- 71 Mittagessen mit ... Markus Ryffel, Lauflegende
- 72 Prophet des Silicon Valley Stanford-Professor René Girard
- 74 Tamara Wernli Autos sind Frauensache





## «Smile»: Chris & Mike im «Riverside» Piano-Spektakel mit 3-Gang-Dinner

Wenn Chris & Mike in die Tasten hauen, hält es niemanden mehr auf den Sitzen. Erleben Sie die mitreissende Boogie-Woogie-Musikshow im «Riverside», begleitet von einem exklusiven 3-Gang-Dinner, auf dem Areal der ehemaligen Spinnerei in Glattfelden.

Im «Riverside» spielt die Musik! Die Pianisten Chris & Mike geben am 7. November den Takt an – dieses Jahr sogar mit Live-Band mit Gitarre, Bass und Schlagzeug. Die Show der beiden begnadeten Entertainer gilt als spektakulär und authentisch. Mit ihrem aktuellen Programm «Smile» sorgen sie für gute Laune – auch in schwierigen Zeiten.

Für das kulinarische Highlight sorgen die hervorragenden «Riverside»-Köche. Ihr feines 3-Gang-Dinner macht den Abend unvergesslich. Weiterer Höhepunkt des Arrangements für *Weltwoche*-Abonnenten ist die Übernachtung in einem Lodge-Zimmer des Hotels «Riverside» im Alpenchic-Ambiente. Nach einer erholsamen Nacht starten Sie mit einem reichhaltigen Frühstück in den neuen Tag.



### Platin-Club-Spezialangebot

**Exklusives Angebot für *Weltwoche*-Abonnenten: Chris & Mike: «Smile». Live-Spektakel im Hotel «Riverside», Glattfelden**

**Datum:**  
7. November 2020, 18.30 Uhr

**Leistungen:**

- Musikshow Chris & Mike
- 3-Gang-Dinner inkl. Wein, Bier, Mineralwasser, Kaffee
- Übernachtung im Lodge-Zimmer mit Frühstück

**Preis:**  
Fr. 249.– pro Person (statt Fr. 299.–)

**Buchung:**  
Reservieren Sie Ihren Platz unter Tel. 043 500 92 92 – bitte Kennwort «Weltwoche» angeben.

**Veranstalter:**  
«Riverside» Seminar- und Eventhotel  
Spinnerei-Lettenstrasse  
8192 Glattfelden  
[www.riverside.ch](http://www.riverside.ch)

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)

# Herz-Jesu-Sozialismus

Die neue Enzyklika von Papst Franziskus ist eine Mixtur aus Gewerkschaftsprogramm und schwärmerischer Armutsbewegung à la Franz von Assisi. Wem soll damit geholfen sein?

Peter Keller

Es war der finale Bruch mit dem Vater, einem wohlhabenden Kaufmann und Tuchhändler. In einem Akt rebellischer Verachtung wirft der junge Franz von Assisi die kostbarsten Stoffballen und Gewänder aus dem Fenster des Wohnturms – unten auf der Gasse balgen sich die Leute schreiend und gierig um die Schätze, die da auf sie niederprasseln.

Mit diesen Bildern zeigte der italienische Regisseur Franco Zeffirelli die radikale Wende im Leben des Franz von Assisi (1181/82 bis 1226). Dieser wirft wortwörtlich allen Besitz von sich, um «in Armut und Demut» dem Beispiel Jesu Christi nachzufolgen, der selber einmal einem «reichen Jüngling» riet: «Willst du vollkommen sein, so gehe hin und verkaufe alles, was du hast, und gib's den Armen.» Die katholische Kirche braucht keinen Zeffirelli für einprägsame Symbolik. So ist es kein Zufall, dass Papst Franziskus, der sich nach dem heiligen Franz nennt, an dessen Grabstätte in Assisi seine dritte Enzyklika «Fratelli tutti» unterzeichnete. In diesem Lehrschreiben entwirft das Oberhaupt der Katholiken eine weltumspannende Utopie der «Geschwisterlichkeit» und «sozialen Freundschaft».

Bei der weiteren Lektüre wird schnell klar, dass es offenbar eine zügellose Macht gibt, die diese «Entwicklung einer Geschwisterlichkeit aller Menschen behindert». Da ist von einem «Globalismus» die Rede, von «skrupelloser Finanzspekulation» und «Ausbeutung», «wo die Armen immer die Verlierer sind». Das sind keine neuen Töne des aus Südamerika stammenden Pontifex. Auch seine vorangegangene Enzyklika «Laudato si'» prangerte die «Vergötterung» des Marktes an, in einem anderen Schreiben sprach er gar von einer Wirtschaft, die «tötet».

## «Diktat der Finanzwelt»

Franziskus bekräftigt mit «Fratelli tutti» seine bekannten kapitalismuskritischen Positionen und sieht sich durch die Corona-Pandemie bestätigt: Sie habe die Zerbrechlichkeit der weltweiten Systeme aufgezeigt, die dogmatischen Rezepte der herrschenden Wirtschaftstheorie hätten sich als «fehlbar» erwiesen. Sagt der Vertreter einer Kirche, die immerhin seit 1870 das

Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit kennt. Franziskus fordert im Gegenzug eine «gesunde Politik», die sich dem – offenbar kranken – «Diktat der Finanzwelt» entzieht. Das Recht einiger auf Unternehmens- oder Marktfreiheit, heisst es später, könne nicht über den Rechten der Völker und der Würde der Armen stehen. «Auf diesem Grundpfeiler müssen die sozialen Alternativen erbaut sein, die wir brauchen.»



Utopie der «Geschwisterlichkeit»: Papst Franziskus.

Es geht also um nichts weniger als eine «soziale Alternative» – und die Enzyklika bietet dafür eine Mixtur aus Gewerkschaftsprogramm und schwärmerischer Armutsbewegung à la Franz von Assisi. So verweist Papst Franziskus auf die frühen Anfänge des Christentums. Dort habe sich ein «universales Bewusstsein» über die «gemeinsame Bestimmung der geschaffenen Güter» entwickelt. Deutlicher formuliert: «In diesem Zusammenhang» erinnere er daran, dass «die christliche Tradition [...] das Recht auf Privatbesitz niemals als absolut [...] anerkannt» habe. Gemeinsame Güter und gemeinsame Nutzniessung: Man hat diese Ausrichtung frü-

her leicht spöttisch als «Herz-Jesu-Sozialismus» bezeichnet. Dieser ist heute mit Jorge Bergoglio auf der höchsten Hierarchiestufe der katholischen Kirche angelangt.

Papst Franziskus gesteht zu, dass der Reichtum wachse, aber auf «ungleiche Weise». Selbst wenn die moderne Welt die Armut verringert habe, so messe man hier mit Massstäben anderer Epochen, die nicht auf die Gegenwart zu übertragen seien. «In anderen Zeiten wurde zum Beispiel die Tatsache, dass man keinen Zugang zur elektrischen Energie hatte, nicht als Zeichen der Armut betrachtet.» Ein seltsames Argument: Ist nun die Tatsache, dass noch nie so viele Menschen Zugang zu Strom, medizinischer Grundversorgung, Trinkwasser, Bildung hatten, keine reale Verbesserung der Verhältnisse, nur weil früher beispielsweise verschmutztes Wasser als «normal» und nicht als Mangel angeschaut wurde? Ist das nicht eine zynische Relativierung des insgesamt gewachsenen Wohlstands?

## Sympathische Hinwendung

Der heilige Franz habe den Armen und Kranken und den Stimmen der Natur zugehört, all das habe er in einen «Lebensstil» verwandelt. Der jetzige Papst hofft, dass der «Samen des heiligen Franziskus» in allen Herzen heranzüchse. Doch: Ist das franziskanische Beispiel tatsächlich ein wünschenswertes Lebens- und Gesellschaftsmodell für alle? Ist das nun die herbeigesehnte «soziale Alternative»?

Der heilige Franz aus gutem Hause hat sich freiwillig für ein Leben in Armut entschieden. Das Gros der Armen hatte und hat diese Wahl nicht. In seiner ersten Audienz 2013, kurz nach der Wahl zum Pontifex, rief Franziskus den anwesenden Medienleuten zu, er möchte eine «arme Kirche für die Armen». Was auf den ersten Blick als sympathische Hinwendung zu den Kranken und Schwachen erscheint, führt geradewegs ins Dilemma: Macht eine arme Kirche das Leben der Armen besser? Sollen wir – getreu nach dem heiligen Franz – arm werden wie die Armen? Oder doch besser versuchen, reich zu werden wie die Reichen? Und dafür etwas Kapitalismus in Kauf nehmen?



# Unser Mann im Sattel

**E**r rockt diesen seltsam rollenden Tatzelwurm, «das Feld» genannt, der den halben Tag lang über den Bildschirm schleicht – bis dann irgendwann einmal dieser Zauberlehrling Hirschi ausreißt oder sich entfesselt wie an der fürchterlichen Mur de Huy der Rad-Clasique Flèche Wallone. Oder nur Pech ihn stoppt wie in Lüttich.

Die grossen Helden des Sports sind einfach plötzlich da, Wunderkinder, wie vom Himmel gefallen, allenfalls genetisch erklärbar wie etwa der Sprinter Usain Bolt. Das Schicksal verteilt seine Bevorzugten im Nirgendwo: Pelé kam aus Três Corações (drei Herzen). Boris Becker war «der Leimener». Die Turnkönigin Nadia Comaneci stammt aus dem Karpatennest Onesti. Und Eddy Merckx, mit dem Marc Hirschi aufgrund des «angeborenen Killerinstinkts» (so die NZZ) jetzt schon verglichen wird, aus Meensel-Kiezegem.

Hirschi, der 22-jährige Shootingstar auf dem Zweirad, lebt in Ittigen BE, wie Fabio



Marc Hirschi, Rennfahrer aus Ittigen.

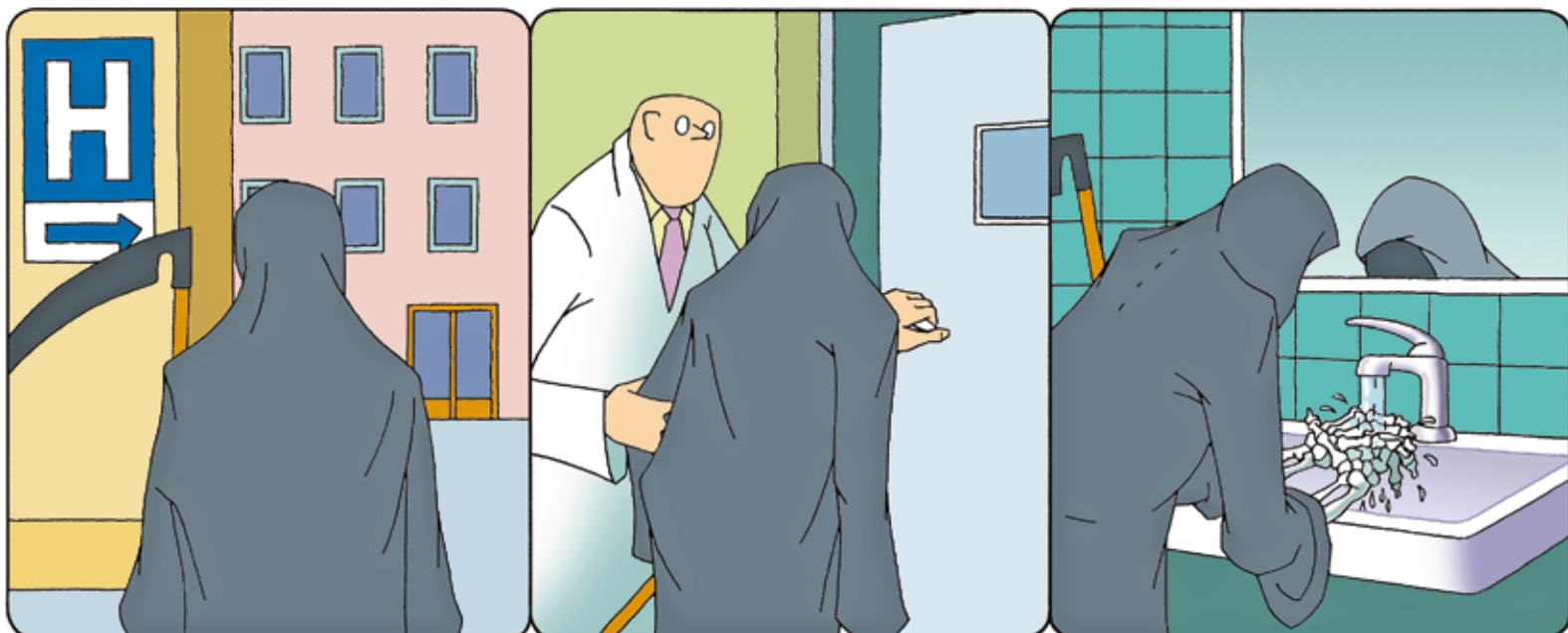
Cancellara, der letzte Schweizer Erfolgspedaleur, der auch sein Manager ist. Zufall, Glücksfall?

Hirschi und der Tour-de-France-Sieger Tadej Pogacar und andere junge Wilde fegen eine überalterte Generation von Rechenschieber-Siegertypen hinweg. In der Nachkriegszeit, als die Nation die Radrennfahrer Ferdy Kübler und Hugo Koblet als Sportidole feierte, wälzten sich auf den Strassen morgens per Rad die grauen Kolonnen zur Arbeit, viele Kinder radelten zur Schule, es gab noch das Militärvelo.

Vielleicht wiederholt sich die Geschichte. Das Velo ist zurück als Massenverkehrsmittel, nicht mehr als Transportgerät der unteren Schichten, sondern als *feel-good*-Vehikel von Lifestyle, Körperkult und politischer Selbstdarstellung, von Maskenfetischismus und befreienden Zurück-in-die-Natur-Fluchten.

Manche dieser besseren Menschen beherrschen das Fahrrad leider nur ungenügend, aber schon dreijährige Knirpse werden mit Sturzhelm aufs Zweirad gesetzt. Glücklich das Land, das einen Hirschi im Sattel hat, diesen Teufelskerl, der zeigt, wie's geht.

## BARTAK



# TAGEBUCH

Alec von Graffenried



Jede Unterhaltung, jedes Essen, jede Sitzung beginnt gleich: «Wie macht ihr's mit Corona?» – «Hier mit Maske oder ohne?» – «Schon die neusten Zahlen aus Indien gehört, krass!» Ich kann es nicht mehr hören. Von mir daher kein Wort darüber, ausser dies: Wann hat die ganze Welt, wann haben alle Menschen, von Südamerika bis Sibirien, in der Stadt und auf dem Land, Arm und Reich, einfach alle, sich über die gleiche Sache unterhalten? Gab es das überhaupt schon mal, diese kollektive Gleichzeitigkeit?

Was wir alle in dieser Zeit über Virologie und Epidemiologie gelernt haben: unglaublich. Dieser kollektive Informationsprozess, die Menge an gesammeltem Wissen, das in so kurzer Zeit in die Gesellschaft verbreitet wurde: faszinierend. Wenn wir uns mit der gleichen Energie der Bewältigung anderer Herausforderungen – Alphabetisierung, Atomwaffenverbot oder natürlich Klimawandel – annehmen würden: Wir kämen als Menschheit in sechs Monaten weiter als sonst in den nächsten zwanzig Jahren.

Das Schöne am Amt des Stadtpräsidenten sind die Überraschungen. Kein Tag ist wie der andere. Das erleben alle Stadtpräsidentinnen und Stadtpräsidenten auf der ganzen Welt gleich. Alle sind immer wieder von neuem verblüfft darüber, welche Überraschungen ihre Stadt – egal, wie gross oder klein sie sein mag – für sie bereithält. Zum Beispiel kürzlich am Montagmorgen früh um sieben bei Arbeitsbeginn: Der Bundesplatz ist besetzt! Und schon sieht die Woche ganz anders aus als geplant. 48 Stunden, die zu vielen Diskussionen Anlass bieten. Hier nur ein paar Gedankensplitter.

Die halbe Schweiz informierte mich darüber, dass Kundgebungen auf dem Bundesplatz während der Parlamentssessionen verboten seien. In diesem Zusammenhang ist es interessant zu wissen, dass die Eidgenossenschaft gar nichts über Kundgebungen auf dem Bundesplatz vorschreibt. Die Stadt Bern bemüht sich seit Jahrzehnten darum, ein Regelwerk mit dem Bund zu vereinbaren, bisher erfolglos. Der Bund garantiert einzig die Versammlungsfreiheit, mehr lässt sich dem gesammelten Bundesrecht zum Thema nicht entlocken.

Die Stadt Bern hat – *faute de mieux* – selber ein Reglement erlassen und darin vorgesehen, dass Kundgebungen bewilligungspflichtig sind und der Gemeinderat, also die Stadtregierung, solche Kundgebungen auf dem Bundesplatz während der Sessionen in der Regel nicht bewilligt. Während des *März*s übrigens auch nicht. Im Reglement steht aber auch, dass der Gemeinderat befugt ist, Ausnahmen zuzulassen. Oberste Priorität hat für die Stadtregierung, dass der Parlamentsbetrieb nicht gestört wird. Die Stadtregierung lässt immer wieder Veranstaltungen während der Sessionen zu. Der Frauenstreik war ein Beispiel, aber auch die Agrarlobby erhält immer wieder Bewilligungen für Veranstaltungen während der Sessionen, zum Beispiel für die «*Sichlete*», eine Leistungsschau der Landwirtschaft.

Über eine Bewilligung des Klima-Camps hätte ohne weiteres diskutiert werden können. Der Protest war friedlich und gut organisiert, einem relevanten Thema gewidmet, vor allem störte er die Parlamentsitzungen in keiner Weise. Wir haben keine Bewilligung ausgesprochen, da kein Gesuch vorlag und die Klimajugend keines einreichen wollte. Aber sonst? Gegen Jugend-Camps ist kaum etwas einzuwenden,

gegen die politische Betätigung der Jugend auch nicht, und der Parlamentsbetrieb ist es gewohnt, mit Forderungen von Interessengruppen konfrontiert zu werden, innerhalb und ausserhalb des Bundeshauses.

Ein Klima-Camp auf dem Bundesplatz bewilligen? Ich höre schon den Aufschrei. Warum eigentlich? Für gewisse Kreise ist allein das Thema Klimawandel eine politische Provokation. Sie argumentieren, es habe kein Waldsterben stattgefunden, daher werde es mit der Klimaerwärmung nicht so weit her sein. Alle, die sich oft in den Bergen bewegen, wissen, wie stark und wie schnell die Gletscher schwinden. Die Weigerung, den Ursachen auf den Grund zu gehen, zeugt von einer kolossalen Indifferenz und Realitätsverweigerung. Es macht mich betroffen, dass ich diese Denkfaulheit vor allem bei weissen alten Männern feststelle, also bei Menschen, wie ich selbst einer bin.

Kurzferien in Florenz, die Stadt soll wie leergefegt sein. Das Tourismusgewerbe leide, hört man. Aber es hat jetzt wieder Platz in den Museen. Im Palazzo Pitti sind wir weitgehend allein, es bleibt viel Musse, die Kunstwerke zu betrachten. Aber alles ist relativ. Die Stadt ist sehr belebt, zugegeben ohne asiatische Reisegruppen. Für einen Besuch im Dom muss man sich trotzdem in einer langen Schlange anstellen, einen Blick auf die Kuppel darf man nur mit einer Führung werfen. Einfach in den Dom sitzen, die Stimmung auf sich wirken lassen, in der Zeitlosigkeit versinken: Das ist auch heute nicht möglich.

Alec von Graffenried (Grüne)  
ist Stadtpräsident von Bern.



# Jetzt neu:

- Neues Design
- Neue Autoren
- Mehr Literatur und Kunst\*
- Mehr Humor



\*Jede Woche 12 Seiten

## Schenken Sie Inspiration: 12 Ausgaben für Fr. 49.–

Gefällt Ihnen die neue *Weltwoche*? Wenn ja, sagen Sie es weiter. Noch besser: Schenken Sie einem Freund, einer Bekannten ein Kennenlern-Abo. Wenn Sie selbst Abonnent sind und mitmachen, verlängern wir Ihr eigenes *Weltwoche*-Abo kostenlos um einen Monat.

- Ja, ich möchte jemandem das Kennenlern-Abo mit 12 Ausgaben für Fr. 49.– schenken.  
Die Rechnung können Sie gerne mir senden.

Schenker/Rechnungsadresse:

Frau  Herr

Vorname/Name: \_\_\_\_\_

Strasse, Nr.: \_\_\_\_\_

PLZ/Ort: \_\_\_\_\_

E-Mail: \_\_\_\_\_

Beschenkter/Lieferadresse:

Frau  Herr

Vorname/Name: \_\_\_\_\_

Strasse, Nr.: \_\_\_\_\_

PLZ/Ort: \_\_\_\_\_

E-Mail: \_\_\_\_\_

Senden Sie den ausgefüllten Talon per Post an Weltwoche Verlags AG, Kundenservice, Postfach, 4601 Olten  
Oder bestellen Sie das Abo per Telefon 043 444 57 01 oder via E-Mail an kundenservice@weltwoche.ch.

# Idee der Macht

Die Medien loben CVP-Präsident Gerhard Pfister in den Himmel. Doch bleibt der Erfolg weiterhin aus, droht ihm ein Ende als meistüberschätzter Politiker der Schweiz.

Die Papstwerdung von Gerhard Pfister ist im Gang. Am Sonntag schwenkte Ringier-Publizist Frank A. Meyer das Weihrauchfass. Er würdigte Pfister als «gebildetsten Kopf der Bundesversammlung» und pries ihn als Vordenker einer neuen Zeit, vergleichbar mit dem «politisch genialen» CVP-Generalsekretär Martin Rosenberg, der 1959 die Zauberformel entwickelte.

Was war geschehen? Pfister hatte in einem Interview mit den Tamedia-Zeitungen darüber nachgedacht, die SVP in die Opposition zu verbannen. Rhetorisch fragte er: «Kann man noch mehr persönliche Angriffe auf Bundesräte führen? Kann man die Unabhängigkeit der Justiz noch stärker infrage stellen? Kann man noch mehr Referenden ergreifen?»

Das Schauspiel wiederholt sich seit Jahren. Pfister sagt ein paar Sätze, und die Journalisten drehen und wenden diese Sätze, als handle es sich um Bibelverse, deren Sinn sorgfältig freigelegt werden muss. Ironischerweise war im *Sonntagsblick*, wo Meyers Eloge erschien, gleichentags zu lesen, ein «eigenartiger Kult» greife um sich: Pfister sei «eine Art helvetisch verschnittener Philosophenkaiser des Parlaments» geworden.

## Kann man noch mehr Wahlen verlieren?

Die Realität ist prosaischer. Im April 2016 übernahm Pfister das CVP-Präsidium. Im Oktober 2019 erzielte die Partei ihr schlechtestes Wahlergebnis aller Zeiten. Nach über hundert Jahren zählt sie nicht mehr zu den vier stärksten Parteien der Schweiz, die seit Rosenbergs Zeiten ein Regierungskartell bildeten. Trotzdem ist sie nach wie vor im Bundesrat vertreten.

Weniger sendungsbewusste Charaktere als Pfister wären froh, dass sich kaum jemand daran stört. Legte man Rosenbergs Formel so aus, wie es die längste Zeit üblich war – je zwei Sitze für die drei stärksten Parteien und einen Sitz für die viertstärkste –, wäre die CVP in der Opposition. Im Pfister-Duktus gefragt: Kann man noch mehr Wähler verlieren?

Auch inhaltlich ist Pfister wenig erfolgreich. Ein Rechtsrutsch der CVP unter ihm – von den

einen befürchtet, von den andern erhofft, von vielen erwartet – ist ausgeblieben, obwohl Pfister es versucht hat. Kaum war er Parteipräsident, lancierte er eine Debatte über christliche Werte. Die Botschaft war unüberhörbar: Hier tritt einer an, dem reine Machtpolitik zu profan ist, auch wenn eine Mittepartei wie die CVP oft als Macht-Brokerin wirkt.

Noch vor zwei Jahren sagte Pfister: «Mitte ist zwar eine politische Position, aber noch



*Sendungsbewusst:* Nationalrat Pfister.

kein Inhalt.» Er präsentierte sich als Intellektueller, der sich von Ideen begeistern lässt. Inzwischen ist er bereit, das C fallenzulassen und seine Partei in «Die Mitte» umzubenennen. Die Wertedebatte ist längst eingeschlafen.

Dafür redet Pfister nun oft von Bundesratssitzen. Sein Politikansatz hat sich verändert: Die Macht der Ideen wich der Idee der Macht. In der *NZZ am Sonntag* sagte er: «Sie müssen Macht und Karrieren versprechen können. Erfolg bringt Erfolg. Wenn Sie den Bundesratssitz verlieren, ist es wie bei einem Gletscher: Kippt es erst einmal, geht es schnell.»

Ob das stimmt? Ein einziges Mal legte die CVP in den vergangenen Jahrzehnten zu, wenn auch nur kosmetisch. Das war in der National-

ratswahl 2007, nachdem sie vier Jahre zuvor ihren zweiten Bundesratssitz verloren hatte. Wahlsiegerin 2007 war die SVP, die der CVP vorher viele Wähler in deren Stammländern abgeworben hatte. Die Christlichdemokraten stabilisierten sich somit aus eigener Kraft, trotz Verlust eines Bundesratssitzes.

Sei's drum. Wenn Pfister über die Vergangenheit redet, hat er die grossen Linien im Blick. Wer an seinem Mitteprojekt zweifelt und am C festhalten will, dem entgegnet er, die CVP habe ihre historische Mission erfüllt: die Integration der katholisch-konservativen Schweiz in den modernen Bundesstaat. Das ist richtig, erzählt aber nur die halbe Geschichte: Die CVP war immer auch die Hüterin des Föderalismus. Und diese Aufgabe ist aktueller denn je.

## Dramatische Analyse

Der ehemalige CVP-Präsident Carlo Schmid, ein Konservativer aus Appenzell-Innerrhoden und eine ebenso markante Persönlichkeit wie Pfister, trug in der SRF-«Freitagsrunde» eine dramatische Analyse des Stadt-Land-Grabens vor. Die Jagdgesetzabstimmung habe gezeigt, dass der Föderalismus nicht mehr verstanden werde. Das Ergebnis sei eine «Verachtung der Bergkantone» und zeuge von «Bösartigkeit der Agglomeranten und Städter».

Das mag übertrieben sein, zeigt aber, welcher Frust sich auf dem Land angestaut hat. Für Parteien ist solcher Unmut immer auch eine Chance. Gerade die CVP, die im Ständerat die grösste Gruppe stellt, könnte davon profitieren. Sie müsste dafür aber konsequent die Interessen der Randregionen vertreten. Mit dem neuen Mittekonzert ist das schwer vereinbar.

Gerhard Pfister hat seine Partei in eine schwierige Lage manövriert. Er schielt auf das Zentrum, den Bundesrat, obwohl die Erfahrung lehrt, dass Wahlen andernorts gewonnen werden. Die Medien loben ihn trotzdem in den Himmel. Umso tiefer wäre der Sturz, sollte der Erfolg weiterhin ausbleiben. Pfister droht ein Ende als meistüberschätzter Politiker der Schweiz. Es wäre ein betrübliches Schicksal für einen so geschichtsbewussten Mann.



# BLICK IN DIE ZEIT



In US-Präsident Donald Trump spiegeln sich die Obsessionen seiner Kritiker, an ihm entstellt sich der Medienzirkus zur Kenntlichkeit. Die Journalisten diskutieren gerade, ob bei Trumps Corona-Infektion Schadenfreude erlaubt ist. Der Zürcher *Tages-Anzeiger* bejaht. Wie taktvoll. Immer abstruser werden die Debatten. Die einen meinen, Trump spiele alles nur vor. Andere sind der Ansicht, er stehe kurz vor dem Tod. Und jetzt wissen sie nicht, ob sie jubeln oder trauern sollen. Es sind verrückte Zeiten.

Nächste Woche wird Christoph Blocher achtzig Jahre alt. Man war sich zwischenzeitlich einig, dass der Zürcher Politiker und Unternehmer eine Schweizer Jahrhundertfigur ist. Wie es sich für ein stockrepublikanisches Volk gehört, fällt es den Schweizern aber schwer, einen lebenden Politiker, der tatsächlich etwas erreicht hat, angemessen zu würdigen. Personenkult und Heiligenverehrung stehen zu Recht unter Verdacht, sofern sie nicht den Sport oder die Kultur betreffen. Wenn ein Politiker zu Lebzeiten hochgejubelt wird, ist das meistens ein Beweis für seine durchschlagende Harmlosigkeit. Kritisiert und angefeindet werden in der Schweiz nur Leute, die viel bewegen. Bei Blocher häuften sich zuletzt wieder die kritischen Kommentare. Was zeigt, dass viele Schweizer ihn noch immer fürchten, also ernst nehmen. Was wiederum für einen Schweizer Jahrhundertpolitiker wie Blocher die ehrlichste Form der Anerkennung ist.

Der Aargau ist derzeit der vernünftigste Kanton der Schweiz, wobei hier unter Vernunft die Fähigkeit verstanden wer-

den soll, zur Erreichung sinnvoller Ziele die angemessenen Mittel anzuwenden. Am grossen Abstimmungswochenende haben die Aargauer mit 50,09 Prozent mehr Klimaschutz im Energiegesetz verworfen, weil sie der Meinung sind, dass die Ziele und Kosten in keinem vernünftigen Verhältnis stehen. Zu teuer, zu wenig Wirkung. Das Resultat ist auch deshalb bemerkenswert, weil die Hauseigentümer und die SVP, die das Gesetz bekämpften, allein gegen die Linken, die Grünen, den Zeitgeist und sogar die Freisinnigen anrannten. Möglicherweise halfen auch Stimmen von Leuten,

*Der Aargau ist derzeit der vernünftigste Kanton der Schweiz. Und: Dank an Grossbritannien.*

denen das Gesetz zu wenig weit geht. So leicht lässt sich die Energiestrategie 2025 also nicht durchsetzen. Gewinnen ist aus Sicht der Gegner möglich.

Die EU stellt erstmals «Rechtsstaatlichkeitszeugnisse» aus und damit Ungarn und Polen an den Pranger. Dabei hat die EU als Gralshüterin des Rechtsstaats in Europa seit dem Abgang der Briten stark gelitten. Wenn Brüssel angeblich das rechtsstaatliche Prinzip so mustergültig verkörpert, warum tritt dann mit Grossbritannien ausgerechnet einer der ältesten Rechtsstaaten der Welt aus der EU aus? «Rule of law» und «checks and balances» sind urbritische Erfindungen. Unter Churchill kämpften die Briten für Recht und Freiheit in Europa. Ihr EU-Austritt ist ein Symptom, dass mit dem Rechtsstaat, wie ihn Brüssel versteht, etwas nicht mehr stimmen kann.

Zwischen der Schweiz und Grossbritannien gibt es übrigens, soweit man den Begriff in der Politik verwenden will, eine jahrhundertealte Freundschaft. Daran erinnert in einem interessanten Gastbeitrag für die *NZZ* Jane Owen, die britische Botschafterin in Bern. Sie schreibt über den gegenseitigen Freundschaftsvertrag von 1855 betreffend Mobilität und Wirtschaftsaustausch. Briten und Schweizer erklimmen in gemeinsamen Teams unsere Berge. Ohne die Briten hätten Tourismusorte wie Klosters, St. Moritz oder Verbier nicht ihre heutige Magie. Schweizer Züge kennen den Linksverkehr, weil britische Ingenieure unser Schienennetz konzipiert haben. Umgekehrt war das Zürcher Schulwesen im 19. Jahrhundert ein Vorbild für das Vereinigte Königreich.

Heute beweisen beide Staaten, dass es keine Bürokratie in Brüssel braucht, um sinnvolle Verträge zum gegenseitigen Nutzen abzuschliessen. Weltoffenheit ist auch ausserhalb der EU möglich, besser sogar als innerhalb. Für die Zeit nach dem Brexit haben die Regierungen bereits gute Abkommen ausgehandelt. Die führenden Finanzplätze arbeiten zusammen. Arbeits- und Studienaustausch bleiben gewährleistet. Ohnehin sind die Bildungseinrichtungen der Schweizer und der Briten die besten in Europa. Uns verbindet die lange demokratische Tradition, und aus Schweizer Sicht besteht auch Grund zur Dankbarkeit: Ohne den Schutz der Briten hätte es 1848 keinen souveränen Bundesstaat gegeben, wie ihn das EU-Europa noch heute nicht ertragen mag. Weil er eine ständige Provokation der Freiheit ist.

# Wie die Deutschen die Schweiz umpflügen

Noch nie wurde die Schweiz von den Zuwanderern aus dem nördlichen Nachbarland so massiv verändert – politisch, medial und kulturell.

*Christoph Mörgeli*



*Lämpel-mässiges Pädagogisieren.*

**N**ichts gegen die Deutschen. Sie sind offen, kontaktfreudig und zuverlässig. Sie haben ihr Land aus Trümmern wieder zum Blühen gebracht, eine Wiedervereinigung gestemmt und einen stabilen, demokratischen Rechtsstaat geschaffen. Doch die Deutschen haben durch ihre Vergangenheit ein Schuldbewusstsein entwickelt, das zu einer sehr ausgeprägten politischen Korrektheit geführt hat. In Berlin wurde unlängst ein 44-seitiger Leitfaden zur Stärkung der Vielfalt und gegen Ausgrenzung verabschiedet. Demnach darf ein Schwarzfahrer nicht mehr «Schwarzfahrer» genannt werden, sondern ist als «Person beim Fahren ohne gültigen Fahrausweis»

anzusprechen. Ausländer sind dort ab sofort keine Ausländer mehr, sondern «Einwohnende ohne deutsche Staatsbürgerschaft».

Von solcher Korrektheit der deutschen Bundeshauptstadt bleibt die Schweiz keineswegs verschont. Die aus Niedersachsen stammende Gesine Krüger, Vorsteherin des Historischen Seminars der Universität Zürich, verantwortet eine Studiengruppe, welche die Zürcher Verstrickungen in den Sklavenhandel untersucht hat. Jetzt beflügelt Krüger die Diskussion um das Denkmal von Alfred Escher vor dem Hauptbahnhof. Denn es gehe um eine «gesellschaftliche Debatte» über die Frage, an wen und was im städtischen Raum wie erinnert werden soll.

Neuzeithistoriker aus Deutschland sind selbstverständlich ständig mit der Geschichte ihres eigenen Landes konfrontiert. Und darum recht unerbittlich auch dann, wenn es um die angeblichen Sünden unserer schweizerischen Vorfäter geht. Schon in der 26-bändigen Untersuchung der Bergier-Kommission über das Verhalten der Schweiz im Zweiten Weltkrieg sassen zahlreiche deutsche Wissenschaftler über unser neutrales Land zu Gericht.

Wenn Deutsche in der Schweiz die Schweizer belehren, dürfte sich bei vielen das Bild des strengen Moralzuchtmeisters Lehrer Lämpel aus Wilhelm Buschs «Max und Moritz» aufdrängen. Man weiss dann nicht so recht, ob



man das forsche Selbstvertrauen der deutschen Pädagogen eher bewundern oder beklagen soll. Jedenfalls wirkt es Lämpel-mässig, wenn eine Professorin Gesine Krüger Alfred Escher als Begründer der modernen, liberalen und marktwirtschaftlichen Schweiz vom Sockel stürzt. Oder sein Andenken zumindest mit einer Schandtafel gegen seine Vorfahren verunziert.

Umgekehrt würden sich in Deutschland tätige Schweizer wohl dreimal überlegen, ob sie dem Gastland in moralistischem Predigerton die Leviten lesen wollen. Auch ist es eine recht bittere Pointe, dass es sich bei der Herabsetzung Eschers um einen Rückfall in die Sippenhaft und damit in ein überwunden geglaubtes deutsches Rechtsprinzip unseligen Andenkens handelt.

### Deutsche wählen links

Viele haben sich am letzten Abstimmungswochenende gewundert über den heftigen nationalen Linksrutsch, der sich bei allen Vorlagen bemerkbar machte. Die enorme Mobilisierung der Städte und Agglomerationen ebenso wie die Abstimmungsergebnisse dürften auch mit den Einbürgerungen der letzten Jahre zusammenhängen. Die Linke treibt diese schon seit längerem erfolgreich voran. Wenn die Genossinnen Jacqueline Fehr und Corine Mauch per Rundschreiben zur Einbürgerung aufrufen und das Stimmrecht für Ausländer fordern, wissen die beiden Politstrateginnen genau, dass Neubürger deutlicher links stehen als die gebürtigen Schweizer.

Der Politologe Oliver Strijbis kommt zum Schluss: «Die Ausländer stimmen schon eher links.» Wähler mit Migrationshintergrund bekennen sich weit stärker zur SP, als es ihrem Wähleranteil entspricht. «Die Ausländer in der Schweiz bezeichnen sich als stärker linksorientiert und vertreten häufiger linke politische Positionen als der Durchschnitt der Schweizer», stellte Politologe Andreas Ladner 2016 fest. «Populärste Partei unter den Ausländern ist die SP, die SVP liegt deutlich hinter ihrem Wähleranteil bei den Nationalrats-

### Materiell werden sie Miteigentümer eines wesentlich grösseren Volksvermögens.

wahlen zurück.» In Zukunft sind gravierende Umwälzungen zu erwarten, denn nicht weniger als 55 Prozent der rund 2,2 Millionen in der Schweiz wohnhaften Ausländerinnen und Ausländer erfüllen die Wohnsitzerfordernisse des Bundes für eine Einbürgerung.

Die Deutschen bilden die zweitgrösste Ausländergruppe, knapp hinter den Italienern. Zu Beginn der Personenfreizügigkeit 2002 lebten 126 000 Deutsche in der Schweiz, heute sind es 310 000. Dabei wurden in dieser Periode rund 60 000 Deutsche eingebürgert. Seit 2007 er-

laubt die Bundesrepublik ihren Bürgern die doppelte Staatsbürgerschaft, was zu einem sprunghaften Anstieg der Einbürgerungen führte. Im Jahr 2000 stellten die Deutschen erst 2,3 Prozent der Eingebürgerten, 2019 waren es 16,2 Prozent – es folgten, weit abgeschlagen, die Italiener (12,2 Prozent) und die Balkanländer Serbien, Montenegro und das Kosovo (11,8 Prozent).

Speziell interessant dabei ist, dass 2019 der Anteil der in der Schweiz Geborenen an den eingebürgerten Deutschen auffallend klein war, nämlich bei 6663 Personen nur gerade deren 1650. Ganz exakt sind von 59 519 deutschen Neubürgern zwischen 2002 und 2019 lediglich 13 374 in der Schweiz auf die Welt gekommen, was 22,5 Prozent entspricht. Zum Vergleich: Von den eingebürgerten Italienern sind 60 Prozent hier geboren, von den Kosovaren ebenfalls der grössere Teil, von den Spaniern knapp die Hälfte. Die Integrationszeit der Deutschen ist also geringer als jene der Südeuropäer und Balkan-Bewohner. Damit fällt bei den meisten Deutschen eine Hauptforderung dahin, die der Staatsrechtler Zaccaria Giacometti als Voraussetzung unserer Demokratie gefordert hat: die generationenlange Überlieferung eines «Schatzes an freiheitlichen politischen Vorstellungen, Anschauungen und Erfahrungen».

Dass die Deutschen beim Bürgerrecht zugreifen, ergibt politisch wie ökonomisch Sinn. Es erlaubt ihnen, in einem einzigen Jahr über mehr Vorlagen abzustimmen als in ihrer Heimat in einem ganzen Leben. Materiell werden sie Miteigentümer eines wesentlich grösseren Volksvermögens; gemäss Berechnung der Credit Suisse beträgt das Durchschnittsvermögen eines Erwachsenen unter Einbezug der finanziellen und materiellen Aktiva in der Schweiz 565 000 Dollar (Rang 1), in Deutschland lediglich 216 654 Dollar (Rang 21).

### Die EU gilt als gute Sache

Weil die Deutschen mittlerweile den Spitzenplatz unter den Eingebürgerten einnehmen – weit vor den nächstfolgenden Italienern, Franzosen und Kosovaren –, ist ihre Stimmdisziplin und ihre politische Präferenz von besonderem Interesse. Leider fehlen empirische Untersuchungen zum Stimmverhalten der eingebürgerten Deutschen.

Gespräche und Erfahrungen legen aber nahe, dass sie ihr Stimmrecht vergleichsweise oft wahrnehmen, jedenfalls disziplinierter als jene Mitbürger, die aus Südeuropa, der Balkanregion oder der Türkei stammen. Die Deutschen als vornehmlich in Städten und Agglomerationen lebende Stimmende dürften am 28. September die neuen Kampfjets und die SVP-Begrenzungsinitiative abgelehnt, dafür dem Vaterschaftsurlaub zugestimmt haben.

Nun gibt es viele Deutsche in der Schweiz, die im Gastland gerade das schätzen, was sie in Deutschland vermisst haben: mehr demokratische Mitbestimmungsrechte, weniger Brüsseler Bürokratie, mehr Meinungsvielfalt. Doch bei den meisten Deutschen ist speziell der Sinn für wirtschaftliche Unabhängig-

### Natürlich gibt es viele, die genau deswegen in der Schweiz leben, weil sie die Schweiz politisch schätzen.

keit vom Staat wenig entwickelt. Der deutsche Schweiz-Kenner Bruno Reihl schreibt in seinem vorzüglichen «Handbuch» für Deutsche in der Schweiz: «Generell geht die deutsche Mentalität seit der Wiedervereinigung 1989 zunehmend in die Richtung, dass der Staat alles richten soll. Dies steht in fundamentalem Gegensatz zur Schweiz, in der das Volk gegen zu viel Staatseinfluss ist und wo immer wieder an die Eigenverantwortung der Bürger appelliert wird.»

Natürlich gibt es viele Deutsche, die genau deswegen in der Schweiz leben, weil sie die Schweiz politisch schätzen, als unabhängiges Land mit einer bürgernahen Demokratie und viel Freiheit. Diese Deutschen stehen auch

## Pensionierung

### AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

### Pensionskasse

Rente, Kapital, Kombination?

### Hypothek

Soll ich amortisieren?

### Steuern

Wie kann ich sparen?

### Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:  
[vzch.com/merkblatt-pensionierung](http://vzch.com/merkblatt-pensionierung)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.



[www.vermoegenszentrum.ch](http://www.vermoegenszentrum.ch)

der EU vorwiegend skeptisch gegenüber und haben Sympathie für den schweizerischen Sonderfall. Das ist aber nicht die Mehrheit. Für die meisten hier niedergelassenen Deutschen ist die Europäische Union eine gute Sache; der helvetische Sonderweg erscheint ihnen sonderbar. Zweifellos beeinflusst die belastete deutsche Geschichte das Wahlverhalten und macht Europa zum einzig erlaubten Gegenstand des patriotischen Bewusstseins. Dabei bleiben die Kenntnisse unserer Institutionen oft rudimentär. So schwärmte der (Neu-)Schweizer Spitzenmanager Christoph Franz: «Ich bin ein Fan der direkten Demokratie.» Freilich nur, um im nächsten Satz den EU-Rahmenvertrag und damit deren massive Einschränkung zu fordern.

Die Geschichte prägt den Charakter der Völker, und die Deutschen haben fraglos eine intensive, man könnte auch sagen, eine extreme Geschichte hinter sich, mit glänzenden Höhepunkten, aber auch mit fürchterlichen Abgründen. Seit der Nazizeit sind bestimmte politische Begriffe in Deutschland, wie «Nationalstaat», «Volk», «Volksentscheid», «konservativ» oder «Ausländer», historisch besonders verseucht. Unter den Parteien haben nur die deutschen Sozialdemokraten wegen ihres Widerstands gegen Hitler eine reine Weste. Alle anderen, vor allem die Bürgerlichen, haben Hitler zugedient, was dem Adjektiv «rechts» in Deutschland bis heute einen toxischen Beiklang gibt.

Das erklärt, warum viele Deutsche, auch wenn sie in der Schweiz leben, ihr Wahlverhalten an den Schablonen ihrer historischen Erfahrung ausrichten. Man wählt mit Vorliebe die SP oder die Grünen, auch die Grünliberalen. Im bürgerlichen Spektrum ist der

### Die SVP ist für die Deutschen mindestens so rechtsextrem und fremdenfeindlich wie die AfD.

linksliberale Teil der FDP gerade noch vermittelbar. Die SVP ist für die Deutschen mindestens so rechtsextrem und fremdenfeindlich wie die AfD. Beim Strassenwahlkampf 2019 mussten sich fast alle SVP-Kandidaten irgendwann das Schimpfwort «Nazi» gefallen lassen – besonders oft aus hochdeutschen Kehlen.

### Brexit und Trump sind des Teufels

Somit haben die eingebürgerten Deutschen in der Schweiz angesichts knapper Mehrheiten zwischen dem linken und dem bürgerlichen Lager durchaus die Macht, das Land umzupflügen. Dies umso mehr, als sie sich auch in den Medien stark bemerkbar machen. Die von Radios und Fernsehen befragten Experten reden zunehmend hochdeutsch. Der *Tages-Anzeiger* zahlt der *Süddeutschen Zeitung* Geld, damit



In Zukunft sind gravierende Umwälzungen zu erwarten.

er die Inhalte von deren Autoren in aller Welt übernehmen darf. Seither erklären deutsche Auslandskorrespondenten dem Schweizer Publikum die politische Sicht aus ihrer Perspektive. Die 27-jährige Deutsche Fabienne Kinzelmann setzt im Auslandsressort der Ringier-Medien den vermeintlich verabscheuungswürdigen Donald Trump und dessen Vize Mike Pence unsanft auf die Anklagebank. Obendrein predigt Kinzelmann unentwegt den klimatischen Weltuntergang («Meine Woche mit Greta»).

Auch in der NZZ – vom früheren Deutschland-Korrespondenten Eric Gujer ohne innenpolitische Leidenschaft geleitet – schreitet die Germanisierung ungestüm voran. Dies zeigt sich im ständigen Schielen auf deutsche Befindlichkeiten und auf den deutschen Lesermarkt, wo die NZZ punkten will. Das EU-zentrierte Zetern über den Brexit und über den US-Präsidenten lässt mittlerweile die von Karl Schmid gerühmte liberale «Wahlverwandtschaft» der Schweiz mit dem angelsächsischen Raum vergessen.

Der deutsche Einfluss trieft aus allen Zeitungsspalten. Wer sich der Kleider entledigt, «zieht blank» (*Blick*), da werden «Hammelbeine langgezogen» (*Tages-Anzeiger*), auch ist man «völlig baff» (*Bilanz*), doch dabei ist «alles in Butter» (*Thurgauer Zeitung*). Es «bleibt kein Auge trocken» (*Basler Zeitung*), wir hören vom «alten Schweden» (*Zofinger Tagblatt*), von «Geduld und Spucke» (*Glattaler*), und sogar beim *Boten der Urschweiz* geht so manches «durch



die Lappen». In der NZZ sorgt ein deutscher Gastautor für folgende farbliche Sprachblüte: «Glücklicherweise ist der Schwarze Kontinent in Bezug auf Sars-Cov-2 mit einem blauen Auge davongekommen.»

Die Schweizer Mundarten kommen derweil arg unter die Räder. Statt *z Züri* hört man «in Züri», statt *uf Basel* heisst es immer öfter «nach Basel». Aus den *Mane* oder *Manne* sind längst «Männer» geworden, das gute alte Ross hat sich in ein «Pferd» verwandelt. Auch das *übercho* zieht sich zugunsten des «becho» immer mehr zurück. Von *parkiere* (neu: «parke») oder *grilliere* (neu: «grille») nicht zu reden.

«Deutsche ziehen Deutsche nach» – diesen Merkspruch kennt man mittlerweile nicht nur im Geschäftsleben und an den Hochschulen. Martin Ebel aus Köln beherrscht als Feuilletonist des *Tages-Anzeigers* und als Preisrichter die

### Die Schweizer Mundarten kommen derweil arg unter die Räder.

Schweizer Literaturkritik. Peter Schneider aus dem Nordrhein-Westfälischen erfreut das Land mit seinen Satiren. Gesa Schneider aus Bonn leitet in Zürich das Literaturhaus, Nicola Steiner moderiert den SRF-«Literaturclub». Das Schauspielhaus Zürich – vom einstigen Publikum strikt gemieden – steht unter der Doppelintendanz der Deutschen Benjamin von Blomberg und Nicolas Stemann. Der Heidelberger Florian Scholz führt die Dreipartienbühne Bern. Das Theater Basel wird vom Kölner Benedikt von Peter dirigiert; seine Nachfolge am Luzerner Theater wird Ina Karr vom Staatstheater Mainz übernehmen.

Es war die deutsch-schweizerische Schriftstellerin Gunhild Kübler, die dem Deutschschweizer Unbehagen angesichts des übermächtigen Nachbarlandes Ausdruck gab: Deutschland habe 16-mal mehr Einwohner als die deutschsprachige Schweiz, China habe 16-mal so viel Einwohner wie Deutschland: «Wenn sich also ein Deutscher in die Lage eines angesichts dieser Übermacht eingeschüchterten Deutschschweizers versetzen möchte, der soll sich einmal vorstellen, dass sein Land im Osten nicht an Tschechien grenzt, sondern an China.»

Was folgt daraus? Nichts gegen die Deutschen an sich. Sie leisten Hervorragendes und bereichern im Wortsinn den Kleinstaat. Die Schweizer können von den Deutschen lernen, wie man in Debatten selbstbewusst und überzeugend argumentiert. Umgekehrt schadet es nicht, wenn sich die Deutschen die Unterschiede der so ähnlichen Völker stärker bewusst machen: Moralismus und pädagogisierende Besserwisserie sind keine Tugenden, mit denen man sich in der Schweiz viele Freunde macht.



## PERSONENKONTROLLE

# Keller-Sutter, Weibel, Riklin, Trump, Hosk, Daly, Kadyrow



Freude am Virus: CVP-Frau Riklin.

**Karin Keller-Sutter**, Abstandsdame, kapselt sich ab. Der Chefin des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements wurde zu Beginn ihrer Amtszeit in den Medien zuweilen der Vorwurf gemacht, sie sei gewissermassen der verlängerte Arm der Wirtschaftsverbände in der Landesregierung. Das blieb nicht ohne Konsequenzen. Wirtschaftsvertreter beklagen sich nämlich jetzt gegenüber der *Weltwoche*, sie hätten keine Chance auf eine Audienz bei der Justizministerin. Die Bundesrätin wolle es auf Biegen und Brechen vermeiden, dass man ihr eine grosse Nähe zur Wirtschaft nachsagen könne. (hmo)

**Benedikt Weibel**, Sozi-Schreck, geniesst seinen Ruhestand. In einem Interview mit der *Sonntagszeitung* offenbarte der frühere SBB-Chef, dass er und seine Frau 2019 mit dem Velo von Bern bis an die Nordspitze von Dänemark gefahren seien. Das ist eine beachtliche Leistung, wenn man bedenkt, dass Weibel inzwischen 73 Jahre alt ist. In der Zeitrechnung des Berners ist das aber ohnehin kein Alter. Auf einem Werbeplakat der Credit Suisse war zu lesen, dass man in Zukunft vierzig Jahre lang Rentner sei. Und diese Zeit will er nicht mit Siesta verbringen. Kein Wunder, engagiert sich Sozialdemokrat Weibel für das Rentenalter siebzig – das finden aber nicht alle Genossen toll. (hmo)

**Kathy Riklin**, Wahlkampfbeobachterin, beweist ein ganz eigenes Stilempfinden. Als vor einigen Tagen bekannt wurde, dass US-Präsident **Donald Trump** wegen des Coronavirus hospitalisiert werden musste, gingen bei der früheren CVP-Nationalrätin die Gäule durch. Über Twitter kommentierte sie: «Nun bleiben wir hoffentlich von weiteren chaotischen Trump TV-Debatten verschont. Covid-19 sei Dank.» Ist



Frohe Markenbotschaft: Hosk, Daly.

dies das Feingefühl, das man von einer Politikerin erwartet, die sich in ihrer Karriere immer wieder als moralische Bedenkenträgerin zu Wort meldete? Immerhin sterben viele Menschen am Coronavirus. Die Reaktionen auf Riklins Tweet fielen denn auch entsprechend aus: «Unterirdisch», «stillos», «peinlich». Nun bleiben wir hoffentlich von weiteren Riklin-Twitter-Ausrutschern verschont. (hmo)

**Elsa Hosk**, «Victoria's Secret»-Engel, erwartet zusammen mit ihrem Partner **Tom Daly** den ersten gemeinsamen Nachwuchs und verkündet das, wie auch sonst, via Instagram. Allerdings postet die 31-jährige Schwedin kein Ultraschall- oder Pärchenfoto, sondern entscheidet sich für ein Shooting, bei dem der weisse Mantel lässig von der Schulter hängt und die Unterwäsche von Calvin Klein präsent im Mittelpunkt steht. So dass der bekannte Markenschriftzug der eigentlichen Botschaft nahezu die Show stiehlt. Spannend bleibt also, ob das Mädchen (Hosk verriet bereits das Geschlecht) sich zwischen all den Dolce & Gabbanas, Saint Laurents und Calvin Kleins durchzusetzen weiss oder doch im freudschen Sinne um Aufmerksamkeit buhlen wird müssen. (ab)

**Ramsan Kadyrow**, Dunkelmann, soll angeblich Opfer eines perfiden Komplotts westlicher Geheimdienste werden. Der Staatssender der russischen Teilrepublik Tschetschenien zeigte ein Video einer «hyper-ähnlichen» Maske des Staatschefs, die demnächst bei einer «Provokation» eingesetzt werden solle. Die Westspione suchten nur noch nach einem Kandidaten, der Kadyrow spielen soll. Nähere Einzelheiten nannte der Sender nicht. Es bleibt spannend. (ky)

## Stürmchen im Ständerat

Jungpolitikerinnen würden im Ständerat nicht ernst genommen, abgekanzelt und zurechtgewiesen, meldet der *Sonntagsblick*. Auslöser sind Interventionen von zwei grünen Politikerinnen. Céline Vara (NE) und Adèle Thorens (VD) strapazierten bei der Beratung der Pestizid-Initiative mit direkt aufeinanderfolgenden ellenlangen ideologischen Vorträgen gleichen Inhalts die Geduld ihrer Ratskollegen. Vara nutzte ihre Rede ausserdem zu einem Rundumschlag. Weil der Ständerat Olivier François (FDP, VD) als Nachredner höflich, aber bestimmt die Tonalität von Varas Rede beanstandete, machen die Ständerätinnen jetzt mobil gegen den Altherrenklub im Ständerat, wie sie ihre männlichen Kollegen despektierlich nennen.

Der Hauptvorwurf lautet, die Ständeräte würden auf die Voten von Frauen nicht eingehen. In der Kleinen Kammer nimmt man jeweils Bezug auf den Vorredner. Ratspräsident Hans Stöckli ist das nicht aufgefallen. Er hat aber alle Hände voll zu tun, die Gemüter zu beruhigen, und will das Thema bei der nächsten Sitzung des Ratsbüros zur Sprache bringen. Der Bieler hat ein schwieriges Präsidialjahr erwischt, bei den Wahlen 2019 wurde fast die Hälfte des Ständerates erneuert. Viele Ratsneulinge müssen sich mit den ungeschriebenen Gesetzen des Ständerates erst einmal vertraut machen. «Wer zu oft, zu lang redet oder vorbereitete Texte verliest, sich an seine Wähler und weniger an seine Ratskollegen oder an die anwesenden Bundesräte richtet, verliert an Wirkung», sagt Stöckli.

Das mussten vor Vara und Thorens schon andere Ständeräte wie der parteilose Thomas Minder erfahren, der sich in seiner Anfangszeit mit seinen Voten unbeliebt machte. Fast eine Todsünde ist es, zu wiederholen, was der Vorredner oder die Vorrednerin bereits gesagt hat, was bei Vara und Thorens der Fall war. In Wirklichkeit werden die Frauen im Ständerat auch nicht behindert, sondern seit Beginn der Legislatur tatkräftig gefördert. So wurden Lisa Mazzone (Grüne, GE) und Elisabeth Baume-Schneider (SP, JU) ins Ratsbüro gewählt, was bei Ratsneulingen nicht alle Tage vorkommt. Maya Graf (Grüne, BL), ebenfalls neu im Ständerat, wurde Präsidentin der Geschäftsprüfungskommission und die Freiburger FDP-Ständerätin Johanna Gapany auf Anhieb Vizepräsidentin der Finanzkommission. *Hubert Mooser*



## Leserangebot: «Hotel Rössli Gourmet & Spa» in Weggis Und ewig lockt das Fernweh

Direkt an der wunderschönen Promenade des Vierwaldstättersees gelegen, empfängt Sie das charmante 4-Sterne-Hotel zu einem unvergesslichen Aufenthalt. Das «Hotel Rössli Gourmet & Spa» in Weggis bietet Ruhe, Genuss und Erholung sowie ein einzigartiges See- und Bergpanorama. Nicht ohne Grund wird das Kleinod am Fuss der berühmten Rigi als «Riviera der Zentralschweiz» bezeichnet.

Wenn das Fernweh ruft und Sie trotzdem nicht weit verreisen wollen, dann ist Weggis die perfekte Destination. Im «Hotel Rössli Gourmet & Spa» können Sie den Alltag hinter sich lassen und neue Kräfte tanken. Am Morgen steht ein reichhaltiges Frühstücksbuffet für Sie bereit, und am Abend geniessen Sie im Fine-Dining-Restaurant «Equo 1706» die exquisite, marktfrische Küche mit einer Selektion an erlesenen Weinen.

Das Herzstück zum Relaxen ist der 900 m<sup>2</sup> grosse Spa-Bereich «Equilibrium». Dieser bietet verschiedene Dampfbäder und Saunen, ein Solebad unter freiem Himmel sowie einen Ruheraum mit Himalaja-Salzwand und Sole-Nebel. Im modernen Floating-Tank erleben Sie die Schwerelosigkeit wie im Toten Meer. Ergänzt wird das Wellness-Angebot durch einen Fitnessraum

mit Trainingsgeräten der neuesten Generation.

Auf Wunsch können Sie Ihren Aufenthalt verlängern. Für jede Zusatznacht gewähren wir 15 Prozent Rabatt auf die Tagespreise.



### Platin-Club-Spezialangebot

#### «Hotel Rössli Gourmet & Spa» in Weggis

##### Leistungen:

- 2 Übernachtungen im Deluxe Room
- Regionales Frühstücksbuffet
- 3-Gang-Menü am Abend
- 1 Flasche Prosecco auf dem Zimmer
- 40 Minuten Floating
- 15 Minuten auf der Massageliege
- Nutzung Beauty & Spa inkl. Fitness
- 20 % Rabatt auf die Rigi-Bahnen
- Gratis Eintritt Strand- und Hallenbad Lido

##### Preise:

Zwei Personen: Fr. 590.– (statt Fr. 756.–)  
Einzelbelegung: Fr. 667.– (statt Fr. 774.–)

##### Reservation:

Buchbar vom 28. August 2020 bis 20. Dezember 2020 unter dem Stichwort «Weltwoche» an [mail@roessli.ch](mailto:mail@roessli.ch) oder per Telefon +41 41 392 27 27. Kostenfreie Stornierung bis 48 Stunden vor Anreise.

##### Veranstalter:

«Hotel Rössli Gourmet & Spa»  
[www.roessli.ch](http://www.roessli.ch)

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)



# Kampfflieger: Für Trump wäre das ein Nein

Erklärten Armeefreunde zu viele Nein-Stimmen für ungültig? Chaos bei den Briefstimmen.



Donald Trump darf die Wahlen nicht verlieren. Sonst bricht sein Immobilienimperium in sich zusammen. Nach verlorener Wahl würden die Banken – allen voran die Deutsche Bank und dies unter dem sanften Druck von Angela Merkel – den Stecker ziehen. Und auch für die russischen Oligarchen und deren Paten Putin hätte der Krawallbruder Donald jeden Wert verloren. Das lange Zeit grosse Vorbild der SVP steht ökonomisch mit dem Rücken zur Wand. Und kämpft deshalb wie ein verletzter Stier ums Überleben. Neu mit Fake-Virus und Sauerstoff.

Trump wird eine – übrigens wenig wahrscheinliche – Niederlage erst akzeptieren, wenn er, von wem auch immer, die notwendigen Kredite auf sicher hat. Deshalb beantwortet er die Frage, was er nach einer Niederlage mache, nur ausweichend. Und streut gleich wieder Zweifel an der Korrektheit von Briefwahlen. Trump fordert seine «Proud Boys» – seine faschistische Prätorianergarde – auf, ruhig und wachsam zugleich zu bleiben. Eine verklausulierte Drohung mit etwas Strassenkampf und Bürgerkrieg.

Szenenwechsel: Ich habe nie verstanden, warum Auslandschweizerinnen und Auslandschweizer einerseits in ihrer neuen Heimat und andererseits zum Dessert auch noch in der Schweiz abstimmen und wählen können. Wieso in aller Welt? Sie sollen dort mitbestimmen, wo sie leben und uns in Ruhe lassen. Studierende ausgenommen.

Die Mehrheit der Schweizerinnen und Schweizer sieht das anders. Für sie gilt: einmal Schweizer, immer Schweizer. Und die Ausland-

schweizerinnen und Auslandschweizer sind dank dieser Sonderbehandlung inzwischen ein eigener Duplex-Kanton mit fast 200 000 registrierten Stimmberechtigten. Man muss das Leben nehmen, wie es ist.

Seit 200 Tagen ist klar, dass die Corona-Epidemie die internationalen Personen- und Warenströme beeinträchtigt. Die Briefe sind länger unterwegs als vor dem Ausbruch des Coronavirus. Niemand weiss dies besser als das Bundeshaus, als Politik und Verwaltung. Sie haben die Hand am Puls der eigenen, da staatlichen Briefpost. Man hätte die Abstimmungsunterlagen mindestens einen Monat früher

## *Braucht es eine neue und hoffentlich intelligente Blitzinitiative der GSoA?*

verschicken können und müssen. Dies mit dem Hinweis, dass die Post diesmal voraussichtlich länger unterwegs sein werde. Das Notrecht hätte dies problemlos zugelassen.

Inzwischen steht fest: Wenn die Resultate der Auslandschweizerinnen und Auslandschweizer rechtzeitig in der Heimat eingetroffen wären, dann hätte Viola Amherd die Abstimmung absehbar verloren.

Dazu kommen jene 50 000 Stimmzettel, die für ungültig erklärt wurden. Vielleicht ist diese Zahl so hoch, weil in den ländlichen Wahlbüros zu viele Armeefreundinnen und Armeefreunde sitzen.

Was würde Donald Trump machen? Er würde das Ergebnis anfechten und den lan-

gen Marsch durch die Instanzen der Justiz antreten. Und gegen jene klagen, die Unterlagen absichtlich zu spät verschickt haben. Und auch gegen jene, die zu viele Nein-Stimmen für ungültig erklärt haben.

Inzwischen ist dank amtlichen amerikanischen Quellen klar, wie viel uns die gut dreissig überflüssigen F-35-Kampfbomber kosten werden. Genau so viel, wie Viola Amherd dank faktischem Abstimmungsbetrug in ihrem *Handtäschli* hat. Es soll sogar noch etwas Luft nach unten geben.

Die Erfahrung lehrt: Bei Rüstungsgeschäften jagt weltweit ein Skandal den nächsten. Es liegt zu viel Geld auf dem Tisch, und die Versuchungen sind zu gross. Dagegen hilft kein lächerliches Aperitifverbot für die VBS-Beamten. Oder braucht es effektiv so wenig, damit unsere höheren Offiziere zuerst kippen und dann umkippen? Offenbar.

SP und Grüne haben Viola Amherd im Abstimmungskampf geschont. Und sie für ihre Kampagne gelobt, anstatt die Maskenskandale zu thematisieren. Warum eigentlich? Trotzdem hat, richtig ausgezählt, mehr als die Hälfte des Volkes den Schwindel durchschaut. Vorab dank dem Schweizer Fernsehen, dank Karin Bauer und dem «Kassensturz».

Braucht es eine neue und hoffentlich intelligente Blitzinitiative der GSoA? Oder einen runden Tisch, um gut helvetisch einen historischen Kompromiss zu suchen? Warten wir ab.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

# Joe Biden ist genau der Richtige

Durch jahrzehntelange Erfahrung und persönlichen Schmerz gestählt, ist der 77-jährige Politiker der beste Mann fürs Weisse Haus. Die Anwürfe seiner Gegner sind kleinlich und verfehlt.

Matt Gunn

Wenn man fragt, warum sie Joe Biden ihre Stimme geben werden, antworten viele Leute indirekt: «Für mich ist er nicht unbedingt erste Wahl, auch nicht zweite Wahl» – bevor sie zum grossen Aber kommen: «Aber eher würde ich für eine hirnfressende Amöbe als für Donald Trump stimmen.» Manche von uns mögen kein Aber und können auch nicht lügen. Wir werden Joe Biden nicht deswegen unsere Stimme geben, weil er «das kleinere Übel» ist. Wir sind für ihn, weil er wirklich gut ist.

Erinnern wir uns nur, was Biden für den dreizehnjährigen schweren Stotterer Brayden Harrington getan hat, der zum Star des Nominierungsparteitags der Demokraten wurde, als er tapfer berichtete, Biden habe ihm das Selbstvertrauen gegeben, eine Rede zu halten. Biden hat das für viele Kinder getan. Warum? Weil er in seiner Jugend selbst gestottert hat und daher weiss, was es heisst, gnadenlos ausgelacht zu werden. Er wird es niemals zulassen, dass ein junger Mensch solches durchmachen muss.

Aufmerksame Beobachter hören seit Jahrzehnten solche Geschichten vom «Mann, der für andere da ist». Wie er sich am Flughafen eine halbe Stunde Zeit nimmt, um einen Aids-Patienten aufzumuntern; wie er einem Vater, der wegen Corona in Quarantäne ist, Ratschläge gibt; wie er mit den Kindern trotz geschlossener Tür spielen kann; wie er sich von Witwen und Witvern, die ihre Lebensgefährten, und von Müttern und Vätern, die ein Kind verloren haben, die Telefonnummer geben lässt. Und dann auch wirklich anruft.

## Von Schmerz und Trauer geprägt

Man könnte das alles als gute PR abtun oder als schlechte, kitschige Hagiografie, aber selbst politische Gegner wie der republikanische Senator Lindsey Graham räumen ein: «Einen besseren Menschen hat Gott nicht geschaffen.» So ist es. Man könnte sagen, Joe Biden ist von seinem Charakter her genau derjenige, der Amerika wieder zu einer anständigen Nation machen kann.

Natürlich ist Joe Bidens Charakter von Schmerz und Trauer geprägt. Viele wissen, dass Biden seine Frau und das Töchterchen bei einem tragischen Verkehrsunfall verloren hatte, bevor er als einer der jüngsten Senatoren in der amerikanischen Geschichte vereidigt wurde. Wie er tagtäglich abends mit dem Zug von Washington nach Delaware heimfuhr, um sich um seine beiden Söhne zu kümmern. Wie einer der beiden vierzig Jahre später an Krebs starb. Die TV-Ikone Joy Behar sagte mir: «Ich finde es gut, wenn ein Präsident durch die Hölle gegangen ist. Biden hat diese Erfahrung gemacht und ist gestärkt daraus hervorgegangen.» Immer wieder bringt ihn seine Erfahrung dazu, anderen, die am Boden sind, wieder auf die Beine zu helfen.

2008 war Amerika aufgrund aussenpolitischer Debakel und einer globalen Finanzkrise am Boden. Barack Obama hätte jeden anderen demokratischen Senator zu seinem Vize machen können. Er entschied sich für Biden. Warum? Nicht, weil dieser ein netter Kerl

## Muss ein heikles Telefonat mit einem Regierungschef geführt werden? Sprich mit Joe.

war, sondern weil er über aussenpolitische Erfahrung verfügte und als Macher galt, weil er seine engen persönlichen Kontakte zu anderen Senatoren genutzt hatte, um politisch etwas zu bewegen.

Als Senator brachte er das Gesetz ein, das Gewalt gegen Frauen unter Strafe stellte, was dazu führte, dass die Zahl der Fälle von häuslicher Gewalt um 64 Prozent zurückging und das Leben von Abermillionen Frauen verbessert wurde. Er setzte ein Verbot von Sturmgewehren und Hochkapazitätsmagazinen durch. Es war Biden, der mehr als jeder andere dafür sorgte, dass Richard Nixon Bittsteller blieb und der rechte Ideologe Robert Bork nicht in den Obersten Gerichtshof einzog. An seiner Stelle wurde Anthony Kennedy berufen, der das Gericht oft genug in eine eher moderate Richtung steuerte. Biden setzte sich für die Finanzierung von

minensicheren Panzern ein, was die Zahl der Verluste im Irak deutlich reduzierte.

Wenn er Fehler gemacht hat, ist er (bei einem Politiker sehr bemerkenswert) bereit, sie zu korrigieren. Er war Vorsitzender des rein männlich besetzten Justizausschusses, der Anita Hill während der Anhörung durch Richter Clarence Thomas schlecht behandelte – und daraufhin Frauen in den Ausschuss holte. Mit Kamala Harris machte er, wie versprochen, eine Frau zu seinem *running mate*, und er hat zugesagt, die erste schwarze Frau in den Obersten Gerichtshof zu entsenden.

Als Vizepräsident war er Obamas Hauptansprechpartner in Krisenzeiten. Braucht es eine republikanische Stimme, um das Konjunkturprogramm durchzubringen, das der einbrechenden US-Wirtschaft aufhelfen soll? Sprich mit Joe. Müssen zögernde Demokraten dazu gebracht werden, für eine Gesundheitsreform zu stimmen, die Abermillionen unversicherter Amerikaner eine Krankenversicherung und darüber hinaus beispiellose Garantien bieten wird? Sprich mit Joe. Muss ein heikles Telefonat mit einem Regierungschef in Europa, Lateinamerika oder im Nahen Osten geführt werden? Sprich mit Joe.

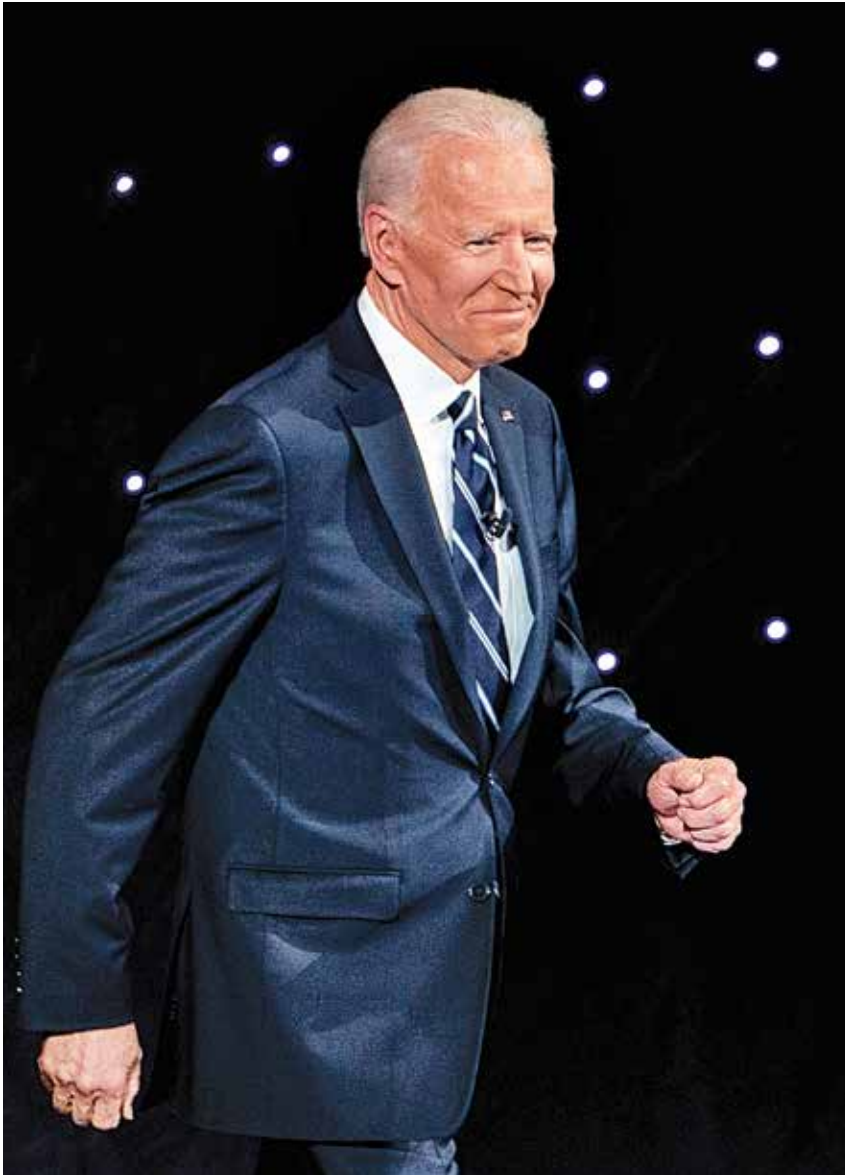
Als er und Obama ihr Amt antraten, schrumpfte der Arbeitsmarkt um monatlich 800 000 Jobs, und bei ihrem Abschied wurde die längste ununterbrochene Arbeitsmarktexpansion in der amerikanischen Geschichte registriert.

Joel K. Goldstein, Juraprofessor an der Saint Louis University und Verfasser mehrerer Bücher über das Amt des Vizepräsidenten, formuliert es so: «Biden ist der produktivste zweimalige Vizepräsident in der amerikanischen Geschichte.» Auch Obama sah das so – er verlieh ihm die Presidential Medal of Freedom, den höchsten zivilen Orden.

Trump fragt im Wahlkampf gern: «Was hat er in 47 Jahren getan?» Eine bessere Frage wäre: «Wer hat mehr getan?»

Viele schwarze Wähler werden nie Bidens absolute Loyalität gegenüber dem ersten schwarzen Präsidenten vergessen, werden nie vergessen, dass er sein Ego zurückstellte und nie





«Aus anderem Holz geschnitzt»: Präsidentschaftskandidat Biden.

versuchte, Obama die Show zu stehlen. Wie Laurie Goff in einem Tweet schrieb, der viral ging: «Welcher weisse Politiker, der über vierzig Jahre dem Establishment angehört, hat sich jemals so verhalten? Joe Biden ist aus anderem Holz geschnitzt.»

Viele LGBTQ-Menschen werden nie vergessen, dass Biden sich im Fernsehen persönlich für die gleichgeschlechtliche Ehe aussprach und dafür sorgte, dass diese auch von der Regierung offiziell anerkannt wurde.

Amerikaner reagieren auf die Vorstellung, irgendein Politiker könne das gespaltene Land einen, mit verständlichem Zynismus. Aber schauen wir uns nur an, was Biden in seinem Wahlkampf geschafft hat. Er hat 27 Mitbewerber bei der Nominierung besiegt, ohne einen einzigen von ihnen zu brüskieren. Er hat bei umkämpften Vorwahlen eine Rekordzahl von Stimmen gewonnen, mehr als jeder andere demokratische Kandidat, und nach seinem Sieg führte er die notorisch zerstrittene Partei in Rekordzeit zusammen.

Wer eine politische Koalition schmieden kann, der Alexandria Ocasio-Cortez ebenso angehört wie Colin Powell, ist kein Allerweltpolitiker. Tatsächlich haben sich Hunderte prominenter Republikaner für ihn ausgesprochen, darunter Ex-Gouverneure, Senatoren, Regierungsmitarbeiter, Generäle und Angehörige von Sicherheitsdiensten.

Die beste und schlagkräftigste Werbung für Joe Biden macht inzwischen eine Gruppierung namens The Lincoln Project. Geschäftsführerin Sarah Lenti sagt: «Für mich – als ehemalige Republikanerin, der die Zukunft Amerikas am Herzen liegt, die an die Bedeutung des Präsidentenamts glaubt und für einen Politiker betet, der diese Nation umsichtig und klug wieder zusammenführt – war es naheliegend, mich dem Pro-Biden-Lager anzuschließen. Und als Mutter von zwei jungen Söhnen war es für mich auch eine moralische Pflicht.»

Könnte es in einer Zeit, in der die Zahl der Corona-Infizierten in Amerika auf über 7,5 Millionen gestiegen ist und mehr als 215 000 Tote

zu beklagen sind, einen geeigneteren Präsidenten an der Spitze einer trauernden Nation geben als Biden, der selbst persönlichen Schmerz erfahren hat? Von Anfang an hat er konsequent und mitfühlend auf die Krise reagiert. Er forderte einen nationalen Plan und rief dazu auf, einzig auf wissenschaftliche Erkenntnisse zu setzen, und zwar schon im Januar, als nur wenige amerikanische Politiker die Krise ernst nahmen. Seit bekannt wurde, dass Präsident Trump in-

*Von Anfang an hat er konsequent und mitfühlend auf die Corona-Krise reagiert.*

fiziert ist, erweisen sich Bidens wiederholte Appelle, die Situation nicht parteipolitisch zu instrumentalisieren, sondern zusammenzustehen, als absolut richtig und angemessen.

Biden spielte beim Kampf gegen die H1N1-Pandemie 2009 und bei der Verhinderung eines Ebola-Ausbruchs in den USA im Jahr 2014 eine zentrale Rolle.

#### **Noch nie jemandes Schosshündchen**

Sollte er gewählt werden, wird Biden eine Volkswirtschaft vorfinden, der es so schlecht geht wie seit der Weltwirtschaftskrise nicht mehr. 58 Prozent der Kleinunternehmer befürchten, ein für alle Mal aufgeben zu müssen. 42 Prozent der Beschäftigten sagen, dass sie oder jemand in ihrem Haushalt wegen Corona einen Job verloren haben oder Einkommenseinbussen hinnehmen müssen. Biden wird ein massives Konjunkturpaket benötigen, noch umfangreicher als das von 2009, das zum beispiellosen Aufschwung auf dem Arbeitsmarkt führte. Zum Glück kennt Biden denjenigen, der das ganz ohne Mauscheleien anschob: einen gewissen Joe Biden.

Seine politischen Gegner behaupten, er sei eine Marionette der radikalen Linken und werde eine sozialistische Politik betreiben. Auch Obama wurde als Sozialist bezeichnet, und das war genauso lachhaft. Biden war noch nie jemandes Schosshündchen. Seit fast einem halben Jahrhundert geht es ihm in der praktischen Politik darum, die Mitte zu finden, in seiner Partei und in der Nation, und dann pragmatische Kompromisse zu schliessen. Er ist ein Dealmaker, während andere das nur von sich behaupten. Ich werde jetzt keine Namen nennen.

Joe Biden ist der richtige Mann für diese Zeit. Was sage ich – für jede Zeit.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.

Matt Gunn, in einem irisch-katholischen Elternhaus in Missouri aufgewachsen, ist seit 16 Staffeln Autor für HBOs «Real Time» mit Bill Maher, dem amerikanischen Stand-up-Comedian und TV-Produzenten. Für «Man About Town» wurde Gunn am Sundance Film Festival in der Kategorie Kurzfilm ausgezeichnet. Sein Bruder James Gunn ist Hollywood-Produzent und Regisseur von «Guardians of the Galaxy».

# Christoph Mäders Feuertaufe

Der neue Präsident des Wirtschaftsdachverbands Economiesuisse steht vor schwierigen Aufgaben. Kann er sie meistern? Seine bisherige Karriere stimmt zuversichtlich.

Florian Schwab

Als die *Weltwoche* Heinz Karrer fragte, welche Abstimmung für die Schweizer Wirtschaft wichtiger sei, jene über die Begrenzungsinitiative (BGI) oder jene über die Unternehmensverantwortung, mochte sich der damalige Präsident von Economiesuisse nicht festlegen: Beide Vorlagen, so meinte er, seien gleich wichtig. Die BGI-Abstimmung ging am 27. September im Sinn des Wirtschaftsdachverbandes aus. Das war mehr als ein Plus in Karrers durchzogener Erfolgsbilanz. Nach den Niederlagen um die Masseneinwanderungsinitiative (2014) und die Unternehmenssteuerreform (2017) waren doch Zweifel an der politischen Schlagkraft von Economiesuisse aufgekommen.

Trotzdem übernimmt Christoph Mäder, der neue Kapitän von Economiesuisse, das Ruder in stürmischen Zeiten. Die erste und wohl grösste Klippe steht bereits am 29. November an: die Abstimmung über die Konzernverantwortungsinitiative. Und die dürfte nicht so locker abzuwehren sein wie die BGI-Vorlage. Seit Jahren trommeln linke Nichtregierungsorganisationen (NGOs) im Verbund mit kirchlichen Kreisen gegen die aus ihrer Sicht ungenügende Haftung von Schweizer Firmen im Ausland. Die Initiative, die in ihrer Radikalität weltweit einzigartig sein dürfte, geniesst Sympathien bis tief in die Mitteparteien. Umfragen weisen auf eine deutliche Annahme hin.

## Retourkutsche?

Auf den ersten Blick mag es richtig erscheinen, dass Schweizer Grossunternehmen für angebliche oder tatsächliche Sünden ihrer Tochterfirmen in Entwicklungsländern geradestehen. Doch der Wirtschaft schwanen rechtliche und finanzielle Unwägbarkeiten, die jede Investition in der Dritten Welt zur Hochrisikolösung machen. Kommt dazu, dass ein Ja, ähnlich wie bei der Minder-Initiative, ein klares Misstrauensvotum gegen die Rechtschaffenheit von Schweizer Firmen wäre.

Während die BDP, die Grünliberalen und die Junge CVP sogar die Ja-Parole beschlossen haben, neigen konservative Kreise dazu, den

Konzernen für ihren Annäherungskurs an die EU einen Denkkzettel zu verpassen. Der Gewerbeverband unter Direktor Hans-Ulrich Bigler (FDP) verweigert bis jetzt den Schulterchluss mit Economiesuisse. Offensichtlich handelt es sich dabei um eine Retourkutsche dafür, dass die Grossunternehmen das Gewerbe bei vielen wirtschaftspolitischen Fragen wie etwa beim Vaterschaftsurlaub im



*Harte Auseinandersetzungen:*  
Präsident Mäder.

Regen stehenliessen. Es wird nicht einfach für Mäder, diese Bruchstellen in den zwei Monaten zwischen Amtsantritt und Abstimmung zu kitten. Die Debatten um das Rahmenabkommen halten die europapolitischen Animositäten am Köcheln. Economiesuisse trommelt parallel für den Rahmenvertrag und gegen die Konzern-Initiative, was manchen Stimmbürger verärgern mag. Entsprechend gering ist bei Teilen der SVP die Lust, sich voll in den Abstimmungskampf zur Konzern-Initiative zu werfen.

Womit wir bei Mäders zweiter Feuerprobe wären: Trotz zunehmender Kritik am Rahmen-

vertrag, von Gewerkschaften über die CVP bis zur SVP, hält Economiesuisse vorderhand an dem ausgehandelten Text und an der bundesrätlichen Strategie («Präzisierungen» statt Neuverhandlungen) fest. In einem kürzlich veröffentlichten Interview mit der NZZ stellte sich Mäder hinter diese Position, baute aber eine kleine Hintertür ein: Ein Rahmenabkommen «scheint akzeptabel», sagte er, sofern die Klärung bei der Unionsbürgerrichtlinie «zur Zufriedenheit der Schweiz ausfällt».

## Ohne Scheuklappen

Dass Economiesuisse in letzter Zeit oftmals allein dastand und wichtige Abstimmungen verlor, hängt mit den besagten Zerwürfnissen zusammen. Laut Beobachtern vertraute der Verband in der Karrer-Ära zunehmend auf seinen Einfluss bei den Behörden und liess zu, dass seine politischen Allianzen auf die FDP zusammenschumpften. Will Christoph Mäder den Verband langfristig im politischen Kampf besser positionieren, muss er wieder eine tragfähige Grundlage für die Zusammenarbeit mit anderen Akteuren aufbauen, zuvorderst mit dem Gewerbe.

Die Vorzeichen dafür, dass ihm dies gelingen könnte, stehen nicht schlecht. Mäder gehörte fast zwanzig Jahre der Konzernleitung von Syngenta an. Als Industriemann ist er geerdet und hat, so hört man, ausgeprägte wirtschaftspolitische Überzeugungen. So etwa zur Frage, wo die Verantwortung des Staates aufhört und die unternehmerische Freiheit beginnt – ein Themenfeld, in dem Economiesuisse in letzter Zeit eher diffus agierte.

Aufgrund seiner Industrieerfahrung ist es Mäder zudem gewohnt, harte Auseinandersetzungen auszutragen. Dass er keine Scheuklappen hat, zeigt die Tatsache, dass er sich seit etlichen Jahren im Verwaltungsrat der EMS Chemie von Magdalena Martullo-Blocher (SVP) einbringt. Mäder hat die Einladung des Gewerbeverbandes zu dessen jährlicher Winterkonferenz in Davos angenommen. Diese findet im Januar statt, gut einen Monat nach dem Urnengang zur Konzern-Initiative.



# Sturm auf die Justiz

Das Abtreibungsrecht in den USA wurde von Richtern eingeführt. Das rächt sich.



Recht und Politik lassen sich nicht trennen, das zeigt die Debatte um die Nachfolge am amerikanischen Supreme Court einmal mehr. Die Wunschkandidatin von Präsident Trump ist Amy Coney Barrett, eine 48-jährige konservative Juristin mit einem eindrücklichen Werdegang und katholischen Glaubens. Sie soll die im September verstorbene Richterin Ruth Bader Ginsburg am Obersten Gericht ersetzen. Für die Anhänger der weitherum verehrten Ginsburg ist die Vorstellung entsetzlich, dass ihr eine Richterin nachfolgen soll, die als ideologischer Gegenpart der Frauenrechtsikone gilt und deren Erbe zu unterminieren droht. Für viele Kommentatoren steht bereits fest, dass Amy Coney Barrett die entscheidende fünfte Stimme am neunköpfigen Supreme Court sein wird, die das hochumstrittene Abtreibungsrecht früher oder später zu Fall bringen wird. Es erstaunt also nicht, dass die Personalie die Wogen hochgehen lässt.

Dass das Abtreibungsrecht in Amerika unter Druck ist und das Land spaltet wie kaum eine andere Frage, hat massgeblich mit seiner Entstehung zu tun. Es war der Supreme Court, der 1973, damals in rein männlicher Besetzung, einen atemberaubenden Entscheid fällte, «Roe gegen Wade», in dem die Richter das Abtreibungsrecht unter den Schutz der verfassungsmässig garantierten Privatsphäre stellten. Konkret zu beurteilen war ein Abtreibungsverbot in Texas. Das Oberste Gericht beschränkte sich nicht darauf, die texanische Regelung als zu extrem zu erklären, sondern nahm den Fall zum Anlass, die Abtreibung kurzerhand im ganzen Land zu le-

galisieren; selbst die liberalsten Abtreibungsgesetze in den Bundesstaaten galten fortan als verfassungswidrig.

Dieser juristische Paukenschlag war seiner Zeit voraus und nicht unbedingt klug. Denn er gab der Gegenbewegung gewaltigen Auftrieb, die an allen Fronten mobil machte und ab jenem Moment ein klares Ziel hatte: die Justiz mit eigenen Vertretern zu besetzen und auf diese Weise dafür zu sorgen, dass das Urteil umgestossen wird und die Bundesstaaten Abtreibungen erneut verbieten können.

Die bisherigen Anläufe der Abtreibungsgegner vor dem Obersten Gericht hatten trotz dessen leicht konservativer Ausrichtung kei-

*Es kommt nicht gut, wenn die Justiz aus ihrer reaktiven Rolle fällt und soziale Reformen anordnet.*

nen Erfolg, was damit zusammenhängt, dass die Richter frühere Leiturteile nur sehr zurückhaltend aufheben. Ob der bald fünfzigjährige Präzedenzfall zur Abtreibung ein Fels in der Brandung bleiben wird oder bei der nächsten Gelegenheit stürzt, steht allerdings keineswegs fest. Die Abtreibungsgegner jedenfalls jubeln jetzt schon, dass «Roe gegen Wade» bald Geschichte sein werde – ungeachtet des Umstands, dass eine Mehrheit der Amerikaner das Abtreibungsrecht in Umfragen befürwortet.

Es war ausgerechnet Ruth Bader Ginsburg, die das Abtreibungsurteil von 1973 kritisch kommentierte. Selbstverständlich trat sie als Feministin für die freie Wahl der Frauen

ein, doch gleichzeitig erkannte sie die staatspolitische Schwäche des Entscheids. Die Richter seien zu weit gegangen und hätten mit ihrem Urteil die allmähliche Liberalisierung des Abtreibungsrechts, die in vielen Bundesstaaten gesetzlich auf guten Wegen gewesen sei, vorzeitig gestoppt, meinte sie und verwies auf ein anderes heisses gesellschaftspolitisches Eisen, das Scheidungsrecht, das auf gesetzlichem Weg modernisiert wurde und am Ende in allen Bundesstaaten erfolgreich Einzug hielt.

Anders gesagt: Ohne den richterlichen Über-eifer hätte der demokratische Reformprozess zur Abtreibung womöglich seinen Gang genommen, der freie Entscheid der Frauen über den eigenen Körper und die Fortpflanzung hätte sich schrittweise durchgesetzt, Amerika könnte in der Abtreibungsfrage heute ein gutes Stück weiter sein. Zudem wäre das Oberste Gericht nicht derart ins Visier von Aktivisten auf beiden Seiten geraten – was zeigt, dass es nicht gut kommt, wenn die Justiz aus ihrer reaktiven Rolle fällt und umstrittene soziale Reformen von oben herab anordnet.

Schlagen wir den Bogen zur Schweiz. Auch bei uns mussten sich die Frauen das Abtreibungsrecht erkämpfen, sie taten dies allerdings auf politischem Weg: Es brauchte jahrzehntelange Ausdauer und mehrere emotionale Volksabstimmungen, bis die Fristenlösung im Jahr 2002 gegen den Widerstand christlicher Kreise eingeführt werden konnte. Doch seither ist die Sache erledigt und die weibliche Selbstbestimmung akzeptiert, der Demokratie sei Dank.

# Sechs Schritte ins Dilemma

Der EU-Rahmenvertrag war ursprünglich eine interessante Schweizer Erfindung. Heute liegt ein Entwurf vor, der wenig Begeisterung auslöst. Wie kam es dazu?

Felix E. Müller

## 1. Idee

Die Vorstellung, beim Rahmenabkommen handle es sich um eine raffinierte Idee von Brüsseler Bürokraten zwecks Fesselung der Schweiz, ist falsch. Dessen Ursprung liegt in der Schweiz, genauer am Genfersee. Dort traf sich seit den 1980er Jahren regelmässig eine Gruppe ehemaliger Diplomaten, Spitzenfunktionäre und Politiker, um den Weltenlauf unter besonderer Berücksichtigung der schweizerischen Europapolitik zu diskutieren. Nach dem EWR-Nein 1992 gehörte die Frage, wie das Verhältnis der Schweiz zur EU künftig gestaltet werden sollte, zu den Dauerthemen. Die hohe Dringlichkeit, die dieser Frage zukam, lässt sich nur aus dem damaligen Zeitgeist erklären. Europa wuchs nach dem Fall der Berliner Mauer 1989 in rasantem Tempo zusammen. Die EU als Ordnungsmacht schien zentraler Pfeiler einer neuen Weltordnung zu sein, die auf kollektiver Sicherheit und einer Schlüsselrolle multinationaler Organisationen basierte.

Wie liess sich vermeiden, dass die Schweiz von diesem weltpolitischen Expresszug nicht abgehängt würde? Die «Groupe de réflexion» um Pierre Languetin, ehemaliger Nationalbank-Präsident, alt Ständerat Franz Muheim, Professor Curt Gasteyger, Staatssekretär Franz Blankart, Professor Jean Zwahlen und Botschafter Benedikt von Tschanner antwortete auf diese Fragen 1997 mit dem Konzept eines Rahmenabkommens mit der EU. Dieses verfolgte zwei Ziele: den effizienten Ausbau eines wachsenden bilateralen Vertragswerks mit der EU zu ermöglichen sowie regelmässige politische Kontakte mit Brüssel zu etablieren.

## 2. Bundesrat gegen Parlament

Der Bundesrat wollte von dieser Idee nichts wissen. Schon fast schnodderig beantwortete er 1997 einen Brief der Groupe de réflexion, mit dem diese ihm das Konzept eines Rahmenvertrags schmackhaft machen wollte. Die Landes-



Der jetzt vorliegende Rahmenvertrag unterscheidet sich fundamental von den Ideen der Groupe de réflexion.

regierung verfolgte damals den Beitritt als Ziel der Schweizer EU-Politik. Die Vorschläge des kleinen Think-Tank passten schlecht dazu, weil die Gefahr bestand, die Schweizer könnten dieses Konzept als ideales Beziehungskonstrukt zu Brüssel entdecken und lieben lernen. Unter Berner Diplomaten war das Erbe des ehemaligen Staatssekretärs Jakob Kellenberger noch präsent, der die treibende Kraft hinter dem Schweizer EU-Beitrittsgesuch gewesen war und den EWR wie auch den Bilateralismus nur lauwarm unterstützt hatte.

Im Parlament dagegen präsentierte sich die Stimmungslage anders. Im Jahr 2000 nahm der Ständerat eine grosse europapolitische Auslegeordnung vor, die verschiedene Optionen für die Weiterentwicklung des Verhältnisses zur EU aufzeigen sollte. Nach einem fulminanten Auftritt zweier Vertreter der Groupe de réflexion vor der zuständigen Kommission nahm diese auch das Rahmenabkommen

in ihre Liste auf. Dieses genoss grosse Sympathien im Ständerat, wie eine anschließende Debatte zeigte, während der Bundesrat weiterhin davon nichts wissen wollte. Schliesslich zwang das Parlament die Regierung 2005 dazu, sich erstmals ernsthaft mit dieser Idee zu beschäftigen.

## 3. Bundesrat gegen Bundesrat

Nach der Annahme des Vertragspakets Bilaterale II im Jahr 2005 nahm die Uneinigkeit im Bundesrat über die EU-Politik rasch zu. Dies äusserte sich etwa darin, dass sich nie eine Mehrheit für ein angedachtes drittes Verhandlungspaket finden liess. Jedes Departement begann nun, seine eigene EU-Politik zu führen; Doris Leuthard etwa glaubte, es würde ihr gelingen, ein Stromabkommen im Alleingang in Brüssel durchzusetzen.

Für die damalige Aussenministerin Micheline Calmy-Rey war dies eine frustrierende Situation, weil ihrem Departement so der Einfluss auf die Europapolitik entglitt. Ein Rahmenabkommen

dagegen hätte das EDA zur Schaltzentrale der EU-Politik gemacht, weshalb sie sich für die Idee zu erwärmen begann. In der damaligen EU-Kommissarin für Aussenbeziehungen, Benita Ferrero-Waldner, fand sie eine Gesprächspartnerin mit geneigtem Ohr, weil sich diese in ähnlicher Weise vom Trend betroffen sah, dass die Beziehungen zwischen Brüssel und Bern in die Fachkommissariate abwanderten. So beschlossen beide Aussenpolitikerinnen, ein Rahmenabkommen zu einem offiziellen Gesprächsthema zwischen der Schweiz und der EU machen zu wollen.

## 4. Haltung der EU: Make the best of it!

In ihrem Verhältnis zur Schweiz hatte sich die EU auf einen Sonderweg eingelassen. Brüssel setzte nur deshalb auf den Bilateralismus, weil man glaubte, es handle sich um eine kurze Übergangsphase in den Beziehungen der beiden Partner, die dann in den – von der Schweiz



schliesslich gewünschten – Beitritt münden würde. Als in Brüssel ruchbar wurde, in der Schweiz werde von verschiedenen Kreisen ein Rahmenabkommen propagiert, hielten die Funktionäre in der Kommission dagegen. Ziel ihrer Politik war stets, die Schweiz zum Beitritt zu bewegen oder aber in den EWR zu drängen, der ein etabliertes Beziehungskonstrukt mit europäischen Drittstaaten darstellte. Ein Rahmenabkommen dagegen würde den Bilateralismus perpetuieren, befürchteten sie.

Doch sie setzten sich nicht durch. Sie wurden von den Politikern überstimmt, die sich dafür aussprachen, den Beziehungen zur Schweiz eine Struktur zu geben, weil sie selbst nicht mehr an einen raschen Beitritt der Eidgenossen glaubten. Wenn schon ein Rahmenabkommen, sagten sie sich aber, dann eines, das auch unseren Interessen dient. Bis ein solches ausgehandelt wäre, würde es keine neuen bilateralen Verträge mehr geben. Das war im Jahr 2008. Bis heute hat Brüssel an diesem Prinzip festgehalten.

Zu den Themen, welche die EU mit dem Abschluss eines Rahmenabkommens verknüpfen wollte, gehörte von Anfang an die Acht-Tage-Regel, weil es Deutschland nicht gelungen war, im direkten Kontakt mit der Schweiz Lockerungen des Systems zu erwirken. So forderte Berlin die EU-Kommission auf, Abhilfe zu schaffen. In der Folge wurden die Verhandlungen mit weiteren Sachfragen verknüpft, an deren Lösung die EU interessiert war, etwa Unionsbürgerschaft oder staatliche Beihilfen.

## 5. Weichenstellung

Didier Burkhalter übernahm 2012 das Aussendepartement (EDA) mit der Absicht, rasch ein Rahmenabkommen abzuschliessen. Mit der Aufgabe, einen Deal auszuhandeln, betraute er Staatssekretär Yves Rossier, einen zur Arroganz neigenden Schnelldenker. In einem Verhandlungsfurioso mit seinem Widerpart David O'Sullivan zurrte Rossier Kernelemente des heutigen Vertragsentwurfs fest. O'Sullivan hatte zuerst versucht, der Schweiz den EWR schmackhaft zu machen. Doch der Widerstand war zu gross, so dass er die Fortführung des Bi-

lateralismus freudlos akzeptierte. Aber dafür rang er Rossier eine grosse Konzession ab, nämlich dass der EuGH künftig eine Schlüsselrolle bei der Überwachung der bilateralen Verträge erhalten sollte. Sicher handle es sich dabei um «fremde Richter», meinte Rossier damals in einem Interview locker, aber schliesslich handle es sich auch um fremdes Recht. *So what?*

Es gelang ihm, Burkhalter von der Notwendigkeit dieser Konzession zu überzeugen. Dieser wiederum vermochte im Bundesrat dank Doris Leuthard eine Mehrheit zu organisieren, was nötig war, weil Parteikollege Johann Schneider-Ammann gegen Burkhalters Vorschlag stimmte.

## 6. Ignazio Cassis als Kulissenschieber

Die Kritik am Rahmenabkommen nahm in der Schweiz zu. Ignazio Cassis versprach vor der Bundesratswahl aus wahltaktischen Überlegungen einen «Reset». Was als Neustart der Verhandlungen verstanden wurde, mündete nach Übernahme des EDA durch den Tessiner in eine interne Arbeitsgruppe, die nach gut zwei Monaten zum Schluss kam, ein Reset sei weder nötig noch möglich. Cassis liess darauf seinen neuen Staatssekretär Roberto Balzaretto dort weiterverhandeln, wo dessen Vorgänger aufgehört hatten. So blieben Themen wie etwa flankierende Massnahmen, Unionsbürgerschaft oder staatliche Beihilfen auf der Traktandenliste stehen; was die Streit-schlichtung und Rechtsübernahme betrifft, hatten Rossier/Burkhalter die entscheidende Weichenstellung längst vorgenommen. Dies war nicht mehr rückgängig zu machen.

## 7. Was noch zu sagen wäre

Der jetzt vorliegende Vertrag unterscheidet sich fundamental von den Ideen der Groupe de réflexion. Für diese war letztlich die politische Dimension zentral gewesen: Die Schweiz sollte die Möglichkeit eines strukturierten, vertraglich abgestützten politischen Dialogs mit der EU erhalten. Im heutigen Vertragswerk schwingen dagegen nur noch die Juristen das Zepter. Zudem hat es die EU verstanden, den Input der Schweiz zu einem guten Teil in den Dienst ihrer Interessen zu stellen. Dies gelang, weil der Bundesrat wenig kohärent handelte. Das Verhandlungsergebnis widerspiegelt dies. Es weckt keine Begeisterung und stürzt den Bundesrat in das Dilemma, ob er weitere Verhandlungen führen oder die Übung abbrechen will. Vielleicht könnte ihm eine neue Groupe de réflexion weiterhelfen?

Felix E. Müller ist promovierter Germanist und war von 1996 bis 1997 Chefredaktor a. i. der *Weltwoche* und von 2002 bis 2017 Chefredaktor der *NZZ am Sonntag*. Heute ist er als Senior Advisor des Swiss Economic Forum und als freier Publizist tätig. Vor kurzem erschien bei NZZ Libro sein Buch «Kleine Geschichte des Rahmenabkommens» (112 S., Fr. 21.–).

## MÖRGELI

### Eine religionsfreie CVP-Person

Als die eidgenössischen Truppen im Sonderbundskrieg von 1847 in den Kanton Luzern einmarschierten, versammelte der Divisionskommandant die Bevölkerung eines besiegten Dorfes. «Häbet nyt Angscht vo wäget der Religion», beruhigte Oberst Johannes Burckhardt die verstörten Katholiken. «I kumme vo Baasel, und mir Baasler si bikanntli ganz bsunderbaar frommi Lyt!» Und tatsächlich hielt er auf strikte Disziplin und verhinderte jede Verhöhnung des katholischen Glaubens oder gar Kirchenschändungen.

Doch wie steht es heute um die angeblich so besonders frommen Basler? Andrea Knellwolf kandidiert am 25. Oktober bei den Regierungsratswahlen von Basel-Stadt. Und zwar als Vertreterin der CVP, der Christlich-demokratischen Volkspartei. Dabei lautet das persönliche Glaubensbekenntnis von Andrea Knellwolf so: «Ich bin eine religionsfreie Person.» Die Religion ist also selbst bei der CVP zur Peinlichkeit geworden.

Die religionsfreie Andrea Knellwolf führt gegenwärtig in Basel die Fraktionsgemeinschaft der Christlich-demokratischen und der Evangelischen Volkspartei – beides nicht unbedingt «religionsfreie» Gruppierungen. Auch ist Andrea Knellwolf Stiftungsrätin des Alters- und Pflegeheims Marienhaus, das «regelmässige Gottesdienste in der heimeigenen Kapelle» anbietet.

Andrea Knellwolf rühmt sich: «Ich bin Agnostikerin, und wenn ich mir eine Religion aussuchen müsste, wäre es sicher nicht der Katholizismus.» CVP-Präsident Gerhard Pfister hat seine Schäfchen weit auseinandergetrieben. Oder ist schon alles und jedes ausser Rand und Band? Wir werden vielleicht noch Kandidaten erleben, die sagen: «Ich bin zwar SVP, aber mit der Schweiz habe ich absolut nichts am Hut.» Oder: «Ich bin zwar SP, aber ich interessiere mich hauptsächlich für die Aktienmärkte.»

Was aber die lauthals hinausposaunte Religionsfreiheit der Basler CVP-Person betrifft: Der liebe Gott wird es verkraften können, dass Andrea Knellwolf nicht an ihn glaubt.

Christoph Mörgeli



# «Wir wollen unbedingt gewinnen»

Joana Heidrich, 29, und Anouk Vergé-Dépré, 28, heissen die Beachvolleyball-Europameisterinnen aus der Schweiz. Wir trafen sie zum Gespräch über Talent, Freundschaft und Bikinis im Sport.

Roman Zeller

**S**ie sind nicht nur körperlich eine Wucht: Im September gewannen Joana Heidrich, 1 Meter 90, aus Kloten, und die Bernerin Anouk Vergé-Dépré (1 Meter 85) die Europameisterschaft im Damen-Beachvolleyball – aufopfernd, athletisch, emotional.

Wenige Wochen später begrünnen sie sich herzlich. Es ist Montagmorgen, als wir die beiden Profisportlerinnen in einem Berner Co-Working-Café treffen. Vergé-Dépré kehrte am Vortag aus Kreta zurück, aus ihren Ferien. Ihrer Teampartnerin schenkt sie Blumen. Heidrich feierte soeben ihren 29. Geburtstag. Auch sie verreise, wie sie sagt. Ebenfalls nach Kreta, um sich von der Saison zu erholen.

**Weltwoche:** Frau Heidrich, Frau Vergé-Dépré, herzliche Gratulation zum Europameistertitel. Was braucht es, um im Beachvolleyball erfolgreich zu sein?

**Vergé-Dépré:** Sicher die technischen Fähigkeiten mit dem Ball, das ist die Basis. Dann eine gute Grundphysis, um die Leistung zu erreichen – Springen im Sand ist anstrengend. Hinzu kommt eine grosse mentale Komponente.

**Weltwoche:** Was unterscheidet eine sehr gute von einer guten Spielerin?

**Heidrich:** Es braucht Talent und einen athletischen Körper. Wer nicht hart arbeitet, hat es schwer. Man muss parat sein, auch im Kopf, weil man nicht ausgewechselt werden kann. Wer sich nicht gut fühlt, ein Wehwehchen hat, muss für sich, für das Team eine Lösung finden.

**Weltwoche:** Wie charakterisieren Sie sich als Spielerinnen?

**Vergé-Dépré:** Wir sind athletisch, beide gross. Das hilft extrem. Wir sind emotional und können uns in einen Rausch spielen, das ist unsere Stärke. Mühe haben wir, wenn wir uns physisch nicht mehr so gut fühlen. Dies mental zu kompensieren, den Kopf zusammenzuhalten, ist schwer.

**Weltwoche:** Sie sind emotional, ballen nach Punktgewinnen Ihre Fäuste. Ist das psychologische Kriegsführung?

**Heidrich:** Ja. Es gibt Spielerinnen, die das weniger zelebrieren. Aber in unserem Sport zeigt man dem Gegner generell: «Hey, das war ein geiler Punkt.»

**Weltwoche:** Merken Sie, wenn ein Gegner mental schwächelt?

**Heidrich:** Absolut. Ganz selten kann man es überspielen. Wir haben ein gutes Feeling, welche Teams wieso, wann und wie reagieren. Manche brechen früher ein, andere später. Man erkennt das an der Mimik, der Gestik und den Entscheidungen.

**Vergé-Dépré:** Und wenn man merkt, dass eine Gegnerin schwächelt, geht man voll drauf und spielt nur noch auf die Schwache. Wenn es einem selber passiert, muss man das im Team und auch persönlich aushalten können.

**Weltwoche:** Wer von Ihnen bricht schneller ein?

**Heidrich:** Ich bin jemand, der stark mit dem Körper redet, energetisch ist und immer voll reingeht. Ich zeige, dass ich da bin. Ich arbeite daran, in schwierigen Momenten nicht zu verraten, wie ich mich fühle.

**Weltwoche:** Wie ist das Verhältnis zwischen Fleiss und Talent?

**Heidrich:** Man braucht sicher Talent, irgendwann reicht es aber nicht mehr aus. Ich zum Bei-

*«Wenn man merkt, dass eine Gegnerin schwächelt, geht man voll drauf.»*

spiel bin nicht die Talentierteste und kompensiere das mit meiner Grösse, meiner guten Physis. Wer an die Weltspitze will, muss hart arbeiten und den Fleiss einschalten.

**Weltwoche:** Die Körpergrösse ist gottgegeben, und ohne ein gewisses Mass geht es nicht?

**Vergé-Dépré:** Es gibt auch kleine Spieler, die springen extrem hoch, haben eine super Physis und wissen immer, was sie wann spielen müssen.

**Weltwoche:** Waren Sie schon immer grösser als andere, auch als Kinder und Jugendliche?

**Heidrich:** Ich war immer gross.

**Vergé-Dépré:** Ich entwickelte mich später und wuchs vielleicht mit siebzehn, achtzehn Jahren, dann aber sehr stark. Vorher war ich ein Strich in der Landschaft.

**Weltwoche:** Heute spielen Sie Beachvolleyball, seit 2017 sind Sie ein Duo. Wie haben Sie sich gefunden?

**Vergé-Dépré:** Die Szene ist nicht gross, es kennen sich alle. Wir trainierten zusammen und spielten oft gegeneinander. Für uns war klar, wir sehen mit der anderen am meisten Potenzial. Wir hatten beide die gleichen Ziele.

**Weltwoche:** Wer ist auf dem Platz der Chef?

**Vergé-Dépré:** Schwer zu sagen. Bis 2016 spielten wir mit älteren Spielerinnen. Wir waren jung, emotional und unbeschwert. Als wir zusammen begannen, mussten wir lernen, Ruhe reinzubringen. Dafür waren vorher unsere Partnerinnen zuständig. Bei uns übernimmt in gewissen Situationen jemand das Zepter, wir wechseln auch. Vielleicht führe ich ein bisschen mehr.

**Weltwoche:** Es gibt Duos, die funktionieren als Team, andere weniger. Wie harmonieren Sie?

**Vergé-Dépré:** Wir sind beides starke Charaktere, und es kommt vor, dass wir nicht gleicher Meinung sind. Heute sind wir harmonischer als früher, weil wir unsere Emotionen besser steuern. Wir wissen, wie kommunizieren, um die Leistung auf dem Feld zu bringen.

**Weltwoche:** Ohne Reibung kein Erfolg – sprechen Sie Fehler knallhart an?

**Vergé-Dépré:** Das fällt uns relativ leicht. *(Lacht)*

**Heidrich:** Wir wollen unbedingt gewinnen, manchmal sogar zu fest. Wir sind offen und direkt. Wir fahren einen guten Mittelweg zwischen Harmonie und Konfrontation.

**Weltwoche:** Früher flogen die Fetzen?

**Vergé-Dépré:** Wenn man nicht bereit ist, etwas Unangenehmes anzusprechen, kommt man nicht weiter. Das ist nicht nur im Sport so, sondern auch im Leben.

**Weltwoche:** Wie verstehen Sie sich privat?

**Heidrich:** Eigentlich sehr gut.

**Weltwoche:** Frau Vergé-Dépré, was schätzen Sie an Ihrer Partnerin?

**Vergé-Dépré:** Dass sie ehrlich ist. Ich bin ein direkter Mensch, und ich komme mit jemandem besser klar, der sagt, was er denkt. Wir haben Auseinandersetzungen, die unsere Freundschaft nicht beeinflussen. Das finde ich schön.

**Weltwoche:** Sie sind also befreundet?

**Vergé-Dépré:** Ja. Aber wir sind nicht *best friends*. Beachvolleyball ist unser Beruf. Wir haben eine gute Arbeitsbeziehung. Wir verbringen nicht unsere Freizeit zusammen. >>>





«Wir sind emotional»: Spitzensportlerinnen Heidrich (l.), Vergé-Dépré.

**Heidrich:** Genau. Wir sind an ungefähr 300 Tagen im Jahr miteinander unterwegs. Wir haben ja auch unser Privatleben. Wir sind uns einig, dass wir den eigenen Freundeskreis pflegen, wenn wir frei haben.

**Weltwoche:** Wie beeinflussen Sie einander gegenseitig im Privatleben?

**Heidrich:** Nur wenn es einen Einfluss auf unser Team und die sportliche Leistung haben könnte. Dann gilt: Offenheit – sagen, was ist.

**Weltwoche:** Was, wenn jemand plötzlich schwanger wird?

**Vergé-Dépré:** Alles, was den Sport betrifft, betrifft die andere Person, und darüber müssen wir reden. Ein solches Team ist ein Commitment. Wir haben einen gemeinsamen Plan, den möchten wir zusammen umsetzen.

**Heidrich:** Abgesehen von der Schwangerschaft: Wir sind ein Zweierteam und müssen uns absolut aufeinander verlassen können. Wie Anouk sagte, wir haben einen Plan. Sololäufe liegen da nicht drin und müssen fairerweise zuerst besprochen werden.

**Weltwoche:** Beachvolleyball ist Lifestyle – viel Sonne, Strand und Partymusik. Erzählen Sie von Ihrem Alltag, wie sieht er aus?

**Vergé-Dépré:** Im Winter haben wir Aufbau, wir arbeiten physisch und technisch und sehr viel – viel mehr als im Sommer, wenn wir an Turnieren sind. Wir legen Wert auf Ernährung, Schlaf und Regeneration. Am Wochenende haben wir auch mal frei, was im Sommer während der Saison praktisch nie der Fall ist.

**Heidrich:** Spitzensport heisst hartes Training und volle Konzentration. Wir gehen nicht in den Sand und *bällelen* ein bisschen.

**Vergé-Dépré:** Im Frühling haben wir Trainingslager mit anderen Nationen, kompetitiv und näher am Spiel. Im Sommer gehen wir dann auf Tour.

**Weltwoche:** Wenn Sie in die Badi gehen, sehen Sie sicher Leute, die Beachvolleyball spielen. Was ist der schlimmste Fehler, den Sie beobachten?

**Heidrich:** Ich beobachte das gar nicht. Ich bin dann weit weg vom Beachvolleyball. Auch in den Ferien, wenn ich Leute am Strand spielen sehe.

**Vergé-Dépré:** Das ist bei mir ähnlich. Ich genieße meine freie Zeit, um anderen Aktivitäten nachzugehen. In meinen letzten Ferien nahm ich Tennisstunden. (*Lacht*)

**Heidrich:** Ich weiss gar nicht, wann ich in den Ferien das letzte Mal einen Ball berührt habe.

**Weltwoche:** Zu Ihrer Arbeitskleidung: Seit 2012 dürfen Sie – statt nur Bikinis – Shorts und Tops, bei schlechtem Wetter sogar Leggings tragen. Wie spielen Sie am liebsten?

**Vergé-Dépré:** Im Bikini – und bei schönem Wetter. Dann ist es zu heiss für lange Kleider. Und: Wir sind uns das gewöhnt. Es ist sicher ein sexy Sport, er kommt aber vom Strand, das gehört zur Geschichte. Wir haben absolut kein Problem damit. Irgendwie vermittelt das doch auch die Message: Hey, jeder Körper ist okay.

**Heidrich:** Was ich schade finde, ist, dass Beachvolleyballerinnen noch immer sexistisch angeschaut werden.

**Weltwoche:** Wie denken Sie über den Voyeurismus, wenn die Kameras Ihre Hintern ins Bild zoomen, während Sie der Partnerin mit den Fingern taktische Zeichen geben?

**Vergé-Dépré:** Der Sport bietet doch so viel mehr. Ich meine, in der Leichtathletik haben sie auch nicht viel mehr an oder beim Schwimmen. Ich weiss nicht, warum das bei uns ein so grosses Thema ist und bei anderen Sportarten nicht.

**Weltwoche:** Im Vergleich zu anderen Sportarten: Wie lukrativ ist Beachvolleyball?

**Vergé-Dépré:** Wir können davon leben. In der Schweiz sind es sehr wenige Teams, die dieses Glück haben, international vielleicht die ersten zwanzig.

**Heidrich:** Wir beklagen uns nicht. Wir sind sehr dankbar.

**Weltwoche:** Sie wuchsen beide mittelständisch auf. Frau Vergé-Dépré, was war in Ihrer Kindheit wichtig?

**Vergé-Dépré:** Mein Vater kommt aus Guadeloupe, meine Mutter ist Schweizerin. Ich wuchs weltoffen auf, hatte immer einen Gwunder für die Welt. Das hat mich geprägt. Ich reise gerne und liebe Begegnungen. Mein Vater war Hallenvolleyballtrainer, meine Mutter spielte auch, über sie lernte ich den Sport kennen. Ich ging viel mit, war Ball-Kid und musste Bälle zusammensammeln.

**Weltwoche:** Frau Heidrich, wie kam der Sport in Ihr Leben?

**Heidrich:** Durch meine Nachbarin. Sie sah, dass ich gross bin und dass ich mich einigermaßen gut bewegte. Wegen ihr ging ich ins Volleyball. Mit Olympia 2004, als Heuscher/Kobel Bronze gewannen, war für mich klar, dass ich zum Beachvolleyball wechseln wollte.

**Weltwoche:** Sie bereisen die Traumstrände dieser Welt. Haben Sie einen Sehnsuchtsort?

**Vergé-Dépré:** Ich fühle mich wohl in der Schweiz, mir gefällt das stabile und geregelte Leben. Ich komme gerne zurück, obwohl ich mich am Meer wohlfühle. Das fehlt mir in der Schweiz, Strände wie in Guadeloupe, meiner Insel.

**Heidrich:** Ich fühle mich hier auch wohl. Nur das Klima und das Strandfeeling vermisse ich. Ich würde nicht auswandern, auch nicht nach Brasilien, wo meine Lieblingsstrände sind, Copacabana und Ipanema.

**Weltwoche:** Was wünschen Sie sich für die Zukunft?

**Vergé-Dépré:** Eine Medaille an einem Grossanlass haben wir erreicht. Aber es geht weiter: Weltmeisterschaft, Olympia – ich glaube, das sind Ziele, die wir offen aussprechen dürfen. Privat möchte ich eine Familie gründen, irgendwann, das presiert nicht.

**Heidrich:** Ich schliesse mich an. Später möchte ich sicher eine Familie.



## INSIDE WASHINGTON

### Ahnungsloser Agent

Im Schatten der Berichte über Trumps Corona-Erkrankung spielt sich in Washington Skandalöses ab.

Ohne die 80 000 Wähler in Michigan, Pennsylvania und Wisconsin bei den letzten Präsidentschaftswahlen wäre Hillary Clinton ins Oval Office gekommen. Donald Trump hätte sich aus der Politik verabschiedet, und der ehemalige FBI-Direktor James B. Comey würde sich eines ruhigen Ruhestands erfreuen.

Stattdessen wurde der damalige Spitzenbeamte letzten Mittwoch von den republikanischen Mitgliedern der Justizkommission des Senats befragt, die Antworten auf die angeblichen Machenschaften seines FBI gegen den Kandidaten und späteren Präsidenten verlangten. Während einer dreistündigen intensiven Videokonferenz mit den Senatoren plädierte der schillernde Ex-Agent auf Nichtwissen. Er erinnere sich nicht mehr des Vorgehens seiner Organisation, die Trump mit russischen Wahlmanipulationen in Verbindung bringen wollte.

Kürzlich freigegebene Informationen besagen nun, dass US-Geheimdienste drei volle Monate vor dem Wahltag wussten, dass «Clinton einen Kampagnenplan gebilligt hatte, um einen Skandal zu schüren». Er sollte Trump geheime Absprachen in einem angeblichen russischen Komplott unterstellen, «um die Öffentlichkeit von der Nutzung eines privaten Mail-Servers abzulenken». Im Memo steht ferner, dass Comey direkt über diese Verschwörung informiert gewesen sei. Seine Aufgabe wäre es zwar, solche Anschuldigungen genau zu kennen. Er sagte aber gegenüber seinen republikanischen Vernehmern: «Da klingelt nichts.» Daraus folgerte Senator Mike Lee aus Utah: «Sie kannten die Untersuchung nicht, die Sie selbst leiteten.»

Während Trumps Coronavirus-Diagnose die Nachrichten dominiert, hat Comeys Aussage in der vergangenen Woche einmal mehr belegt, dass der Washingtoner Sumpf noch lange nicht trockengelegt ist.

Amy Holmes



# EINE FRAGE DER MORAL

Eugen Sorg



**H**elden sind in Verruf geraten. Wer Leben und Gesundheit für eine Gemeinschaft oder eine Idee aufs Spiel setzt, gilt bei uns bestenfalls als quijotesker Narr, eher aber als trüber Fanatiker. Tugenden wie Risikobereitschaft, Mut, Stoizismus, Abenteuerlust oder Schmerzresistenz wurden von Generationen feministischer Akademikerinnen neu definiert als Konstrukte einer patriarchalen Machtstrategie, verhöhnt als Verbrämung eines faschistoiden Mentalpanzers. Der kleine Junge, der davon träumt, ein Held zu werden und einen Drachen zu töten, leide an der geschlechtsspezifischen Erbkrankheit «toxische Männlichkeit» und sei ein Fall für die Gender-Nacherziehung.

Doch wer sollte sich nach einer solchen Entgiftungskur, falls erfolgreich, noch dem Drachen entgegenstellen wollen, tauchte dieser tatsächlich auf? Wer hätte noch die Kraft zum Helden? Auf diese Frage haben die Männeroptimierer keine Antwort, obwohl sie sich im realen Leben immer wieder stellt, so zum Beispiel im nordirakischen Mosul im Juni vor sechs Jahren.

Die Stadt am Tigris-Ufer war von den Kriegern des Islamischen Staates (IS) gestürmt worden, ohne dass diese auf ernsthaften Widerstand gestossen waren. Die Offiziere der Regierung hatten ihre Truppen im Stich gelassen, die Mehrzahl der Bevölkerung war starr vor Schreck. Dem IS eilte der Ruf erbarmungsloser Grausamkeit voraus.

Einer der fast drei Millionen Stadtbewohner war Omar Mohammed, damals 28, seit kurzem Dozent für Geschichte an der Uni Mosul. Er ist Sunnit, wie die Eroberer der Stadt, aber religiöse Fakultätskollegen hatten seine Auffassungen schon früher als

säkular kritisiert. Omar hätte Grund zu fliehen, aber er beschliesst zu bleiben. Er will über das Leben unter der Herrschaft des IS berichten, die Wahrheit festhalten – für die Leute in Mosul, für die Aussenwelt und für die Zeit nach der Katastrophe. Auf dem Blog, den er einrichtet, gibt er sich den Namen «Mosul Eye».

Es gibt viel zu berichten. Als Erstes werden Frauen gesteinigt und erschossen, die man der Prostitution beschuldigt. Dann werden Homosexuelle von Hochhäusern geworfen. Die Schiiten werden ausgeraubt und getötet, die Christen ausgeraubt und getötet oder vertrieben, die Jesiden ausgeraubt und getötet

*Der Junge, der davon träumt,  
ein Held zu werden, sei ein Fall  
für die Gender-Nacherziehung.*

und deren Mädchen und Frauen auf öffentlichen Sklavenmärkten verkauft. Der IS ist eine «Tötungsmaschine», konstatiert «Mosul Eye», «gierig nach Blut, Geld und Frauen».

**O**mar zwingt sich, öffentlichen Köpfungen, Kreuzigungen, Amputationen und Auspeitschungen zuzusehen. Er merkt sich Ort, Datum, Strafvorwurf, die Namen von Opfern und Tätern. Auch die Auslöschung der Geschichte protokolliert er, die Sprengung von Museen, Bibliotheken, Denkmälern und Grabstätten, wie derjenigen des Propheten Jonas oder Yunus, der laut Bibel sowie Koran von einem Wal verschluckt worden war, bevor er nach drei Tagen dank Gottes Gnade lebendig wieder ausgespien wurde.

Wie im Inneren eines Wals fühlt sich auch Omar, nur dass er als Agnostiker auf keine Er-

lösung hoffen darf. Er ist auf sich gestellt. Weder seine besten Freunde noch seine Mutter noch seine zehn Geschwister dürfen wissen, dass er «Mosul Eye» ist. Dokumentiere alles, vertraue niemandem, lautet sein Arbeitsprinzip. Sein Blog ist eine der wenigen unabhängigen Stimmen aus dem Blutkalifat. Medien aus der ganzen Welt orientieren sich daran, Geheimdienste konsultieren ihn. Auch der IS liest ihn aufmerksam. Würden sie seiner habhaft, teilt man ihm mit, würde er sich wünschen, so sterben zu dürfen wie der jordanische Pilot. Dieser war vom IS bei lebendigem Leibe in einem Käfig verbrannt worden.

**T**odesangst ist Omars ständiger Begleiter. Er lässt Haare und Bart wachsen, schreibt unter verschiedenen Identitäten, bis er nicht mehr weiss, wer er ist. Er halluziniert, sieht die Seelen der Hingerichteten durch die Strassen irren, auf der vergeblichen Suche nach ihren verstümmelten Körpern. Er schwankt zwischen Auflehnung und Verzweiflung. Aber er gibt nicht auf. Nach zwei Jahren lässt er sich aus Mosul schmuggeln, im Gepäck seine Daten, der Beweis für die Existenz der Hölle. Omar führt den Kampf von der Türkei aus weiter. Sein Blog bedeutet für viele Leute in Mosul die Hoffnung auf ein menschliches Leben.

Im Sommer 2017 wird Mosul befreit. Omar Mohammed, der mittlerweile Asyl in Europa bekommen hat, gibt sich als Mann hinter «Mosul Eye» zu erkennen. Er hat den Kampf mit dem Drachen aufgenommen und diesen unter Einsatz seines Lebens besiegt, mit Kühnheit, Selbstkontrolle, Leidensbereitschaft – mit den Tugenden eines Helden.

# Herkules im Rückwärtsgang

Swiss-Chef Thomas Klühr tritt Ende Jahr zurück, mitten in einer existenziellen Krise der Firma. Ist das vertretbar? Und was bedeutet es für die Fluggesellschaft?

René Lüchinger

Wenn Swiss-Chef Klühr dieser Tage über seinen Rücktritt räsoniert, fallen Wortsequenzen, die für Manager in seiner Position eher ungewöhnlich sind. Er, der im Februar 59 Jahre alt wird, habe sich schon länger gefragt: «Wie lange willst du in dieser Kadenz noch weiterarbeiten?» Er hat darüber mit Familie und Freunden debattiert und sich dabei wohl eingestanden, dass er für Familiäres und Privates schon seit langem keine oder zumindest zu wenig Zeit hat. Er spricht auch darüber, dass er sich zudem stärker um seine Familie in Deutschland kümmern will.

Solche Gedanken kreisten offensichtlich bereits seit zwei, drei Jahren im Kopf des Airline-Chefs. «Meine Work-Life-Balance ist sicherlich verbesserungswürdig», gestand er sich schon damals in einem Interview ein, «zudem bin ich überzeugt, dass ein Gleichgewicht über den Zeitraum von einer Woche oder einem Monat in meiner Position kaum hinzukriegen ist. Ich versuche, Auszeiten bewusst zu planen und so die Work-Life-Balance zu optimieren.» Irgendwann muss sich beim Swiss-Chef der Wunsch verdichtet haben, die Auszeit von diesem Job zum Dauerzustand zu machen.

## Philosophische Frage

Ein Entscheid, den er in Vor-Covid-Zeiten fällte; ein Entschluss, den er im Bewusstsein eines tadellosen Leistungsausweises getätigt hat. In das Swiss-Cockpit war er im Jahr 2016 als enger Vertrauter von Lufthansa-Chef Carsten Spohr gekommen. Er trat in eine Firma ein, die gerade im grössten Flotten-Erneuerungsprogramm ihrer Geschichte steckte. Mit einem fünf Milliarden Franken teuren Investitionsprogramm sollten im Langstreckenverkehr alte Airbus-Flieger durch neue Boeing 777 ersetzt und im europäischen Kurz- und Mittelstreckenverkehr die alten Avros ausrangiert werden. Die Swiss war in diesem Bereich Erstbestellerin der C-Series von Bombardier, die seit dem Verkauf der Flugzeugsparte des kanadischen Unternehmens an Airbus unter der Bezeichnung «Airbus A220» am Himmel herumkurven.



Auszeit wird zum Dauerzustand: Airline-Chef Klühr.

Die Rundumerneuerung der Flotte, die Umstellung auf neue Hersteller und ein neuer Chef im Cockpit: «Die Swiss vor diversen Bewährungsproben», titelte die NZZ damals. Innert zweier Jahre mussten insgesamt 64 Flugzeuge ein- und ausgeflottet werden. Klühr meisterte diese Herkulesaufgabe, machte die Swiss innerhalb des Lufthansa-Konzerns zu einer Renditeperle. Noch im September 2019 sprach er davon, mit zwei zusätzlich bestellten Boeing 777 ab dem ersten Quartal 2020 mit Direktflügen die neuen

*«Die Schweiz», meint Klühr fast trotzig, «wird robuster und schneller aus dieser Krise herauskommen.»*

Destinationen Washington und Osaka anzufliiegen und 300 neue Mitarbeiter einzustellen. Ein Airline-Chef auf Wachstums- und Erfolgspfad, der bei aller Bescheidenheit in einem Interview auch festgehalten wissen wollte: «Ich bin stolz auf die Leistung des Teams und, ja, auch auf meine eigene.» In der persönlichen Lebensplanung war jedenfalls klar: Anfang 2020 ist das Haus bestellt und Schluss bei der Swiss.

Dann kam Corona. Und nun stellt sich die Frage: Kann, ja darf ein Chef eines Fünf-Mil-

liarden-Franken-Konzerns die Kommando-brücke in der grössten Krise des Unternehmens aus privaten Gründen verlassen? Im Grunde ist dies eine philosophische Frage. Ein Manager wie Klühr ist immer Chef auf Zeit. Im besten Fall bestimmt er den Zeitpunkt seines Abgangs selbst, im schlechteren wird er gegangen. Beim Swiss-Chef kommt hinzu: Die Airline ist keine börsenkotierte Gesellschaft, sondern im Besitz des Lufthansa-Konzerns, dem Klühr ein Berufsleben lang gedient hat. Ein persönlich motivierter Wunsch eines verdienten Managers nach Vertragsauflösung wird in der Frankfurter Zentrale kaum Widerstände ausgelöst haben, ebenso wenig wie im Swiss-Verwaltungsrat, der im Sold der Lufthansa steht.

## Tägliches Managerhandwerk

Und für die Swiss? Ist der Abgang des Chefs auf Ende Jahr eine Tragödie? Ein gewöhnlicher Personalwechsel in dramatischen Zeiten? Oder gar eine Chance angesichts eines möglichen irreversiblen Paradigmenwechsels in der internationalen Luftfahrt?

Thomas Klühr ist ein typischer Airliner der Vor-Covid-Zeit. Er kommt aus einer Zeit steigender Flugbewegungen am Himmel. In Zürich kämpfte er aufgrund anhaltenden



Passagierwachstums für steigende Kapazitäten am Boden und in der Luft. Er baute das Sitzplatzangebot mit modernem Fluggerät aus und musste sicherstellen, genügend Piloten anstellen zu können. Der Kampf um die Pünktlichkeit bei Starts und Landungen der Swiss-Maschinen war angesichts der engen Verhältnisse ein epischer und existenziell wegen der Umsteigepassagiere, die er zum rentablen Betrieb seiner Langstrecken benötigte. All das war tägliches Managerhandwerk in einer Wachstumsbranche.

Heute ist aviatische Corona-Zeit. Die Swiss fliegt zwar 85 Prozent der ursprünglichen Destinationen wieder an – allerdings mit einem Bruchteil der ursprünglichen Kapazität. «Wo früher täglich einer unserer Flieger hingeflogen ist», meint Klühr, «fliegen wir heute einmal die Woche.» Noch nicht ausgelieferte Flugzeugbestellungen streckt der Swiss-Chef, so gut es geht, in die Zukunft. Und er geht auch davon aus, dass die Airline wohl für absehbare Zeit rund zwei Dutzend Maschinen weniger bewegen wird. «Alles», sagt er, «wird kleiner.» Auch der Personalkörper der Airline.

Bis in zwei Jahren will er tausend Stellen abbauen: über frühzeitige Pensionierungen, Teilzeitangebote mit Lohnverzicht an das Personal und natürliche Fluktuation. So soll das ohne Entlassungen gehen. Er sagt aber auch: «Wenn sich der Pandemieverlauf bis im nächsten Sommer nicht verbessert, die Quarantänebestimmungen auf dem heute restriktiven Niveau verharren und die Verunsicherung der Passagiere gegenüber dem Fliegen anhält, wird es auch bei Swiss Entlassungen geben.»

### Wie ein zweiter Shutdown

Es ist dieser uneinheitliche Flickenteppich an Quarantänebestimmungen in Europa, der «die internationale Luftfahrt in die Knie zu zwingen droht», ist der Swiss-Chef überzeugt, gefühlt sei das wie ein zweiter Shutdown, der eine stabile Flugplanung verunmögliche. Der Grund: Kommt ein Land auf eine nationale Quarantäneliste, brechen die Buchungen in diesem Umfeld sofort ein. Klühr plädiert stattdessen für europäisch einheitliche Regelungen mit Maskenpflicht in den Flugzeugen, verkürzte Quarantänefristen und vor allem Schnelltests beim Abflug.

Im Grunde ist dies der Krisenmodus eines Managers, der hofft, nach einigen Jahren Krise wieder in den alten Modus seiner Branche zurückkehren zu können – allenfalls mit einem um einen Fünftel reduzierten Geschäft, aber einem tradierten Geschäftsmodell mit einem europäischen Zulieferverkehr auf die Langstrecken am Hub Zürich, einer stattlichen Anzahl von Umsteigepassagieren und Geschäftsreisenden als zahlungskräftigem Rückgrat. «Die Schweiz», meint Klühr fast trotzig, «wird robuster und schneller aus dieser Krise

herauskommen.» Was aber, wenn aufgrund der Pandemie die Karten in der Luftfahrt und insbesondere auch innerhalb des Lufthansa-Konzerns fundamental neu gemischt werden, eben weil es keine Rückkehr in die Vergangenheit mehr geben kann?

### 27 000 Entlassungen im Mutterkonzern?

Im Mutterkonzern der Swiss geistert die Zahl von 27 000 Entlassungen herum, und mindestens 150 Jets sollen dauerhaft stillgelegt werden: ein tiefer Einschnitt in ein Geschäftsmodell, das vor wenigen Monaten noch in Stein gemeisselt war, und der auch die Drehkreuze innerhalb des Konzerns – Frankfurt, München, Zürich oder Wien – wie auch deren Fluggesell-

schaften – Lufthansa, Swiss, AUA – tangieren wird. Eine dauerhafte Kontraktion des Geschäfts wird den Gliedern die Flügel stutzen und sie zum Zusammenrücken zwingen. Niemand weiss das besser als der ehemals für den Hub München verantwortliche Klühr.

Ein schrumpfendes Geschäft kappt Freiräume an den Peripherien. In der Krise übernimmt die Zentrale das Kommando. Die Statthalter an den Aussenstellen haben sich einzureihen, um das Überleben des grossen Ganzen zu sichern. Eine Herkulesaufgabe auch dies. Aber eine im Rückwärtsgang. Und sie braucht möglicherweise anderes Personal an der Spitze als jenes, das aus Zeiten der Wachstumseuphorie gekommen war.



Bereit für alles, was dein Leben mit dir vorhat:  
Wir unterstützen unsere 1.7 Millionen Versicherten nicht nur als Krankenversicherung, sondern setzen uns aktiv für sie ein: beim Gesundbleiben, Gesundwerden und beim Leben mit Krankheit.

[Mehr über unsere Gesundheitsangebote auf hallo-leben.ch](#)

Hallo  
Bandscheibe.  
Hallo  
Leben.

Deine Gesundheit.  
Dein Partner.



# Pults steiler Einstieg

SP-Nationalrat Jon Pult befürwortet den EU-Beitritt. Als Präsident der Alpeninitiative bekämpft er den Schwerverkehr aus Europa. Wie schafft er diesen Spagat?

Hubert Mooser

Alle Jahre wieder vergibt der Verein Alpeninitiative den Schmähprijs «Teufelsstein» für absurde Transportpraktiken. Diesmal ist den Alpenschützern ein Mineralwasser der Marke Berg ins Auge gestochen. Es wird in Kanada abgefüllt, von dort mit dem Schiff nach Antwerpen verfrachtet, auf Lastwagen umgeladen und quer durch Europa in die Schweiz gekarrt.

Der lange Transportweg stört den Verein Alpeninitiative, der seit Annahme der gleichnamigen Initiative 1994 als Hüterin über die Verlagerung des Schwerverkehrs auf die Schiene wacht und alles verteufelt, was trotzdem mit Camions in die Schweiz gelangt.

## Billige Brennerroute

Kaum eine Woche vergeht, da der Präsident dieses Vereins, der Bündner SP-Politiker Jon Pult, 35, nicht den «Transportwahnsinn» auf der Strasse anprangert. So geschehen im September bei der Eröffnung des Ceneri-Tunnels im Tessin. Pult forderte ein härteres Durchgreifen gegen die immer noch zu vielen Lastwagenfahrten durch die Alpen. Bei der Übergabe des «Teufelssteins» monierte er den Ferntransport von Mineralwasser, wo doch in der Schweiz sauberes Wasser fast zum Nulltarif aus der Leitung fliesse.

Mit der Verlagerung des Schwerverkehrs von der Strasse auf die Schiene will es trotzdem nicht recht klappen, trotz Subventionen und milliardenteurem Bau von zwei Tunnels durch die Alpen. Seit dem Jahr 2000 ist der Verkehr über die Schweizer Pässe zwar um ein Drittel zurückgegangen. Über den Brenner gab es im gleichen Zeitraum aber eine Zunahme von über 50 Prozent. Kurz: Nicht die neuen Bahntunnels und die Verlagerungsgelder entlasten die Schweiz, sondern die billige Brennerroute. Die Schweizer Verkehrspolitik hat in der EU bisher auch keine Schule gemacht, wie es sich Alpeninitiative-Exponenten erhofft hatten.

Was in der EU bei der Verkehrspolitik Sache ist, mussten vor Jahren die Österreicher erfahren, als sie der Union beitraten. Der Transitvertrag, der zuvor zwischen Österreich und der



«Transportwahnsinn»: SP-Mann Pult.

EU abgeschlossen wurde, sollte die Lebensqualität der Bevölkerung entlang der Brennerroute verbessern und den Schutz der Umwelt gewährleisten, ging nach dem Beitritt aber den Bach runter. Die nach dem Beitritt von der EU diktierte Transitnachfolgeregelung löste sogar eine Transportlawine über den Brenner aus.

Das müsste Pult als Präsident der Alpeninitiative zu denken geben. Aber wenn Widersprüche eine politische Tugend wären, wäre Alpenschützer Jon Pult längst im Bundesrat, wo ihn tatsächlich viele dereinst sehen. Der Bündner SP-Hoffnungsträger gehört innerhalb der Fraktion zu jener Gruppe um den Baselbieter Nationalrat Eric Nussbaumer, die besonders heftig die EU-Fahne schwenken. Als die Genossen vor sechs Jahren im jurassischen Bévillard für oder gegen einen Beitritt stritten, gehörte Pult zu jenen EU-Turbos, die in dieser Sache ein «zielstrebigeres Vorgehen» von der SP-Spitze beim EU-Beitritt wünschten.

Mit dem Widerspruch Alpenréduit und Europa-Annäherung taten sich die Exponenten der Alpeninitiative schon immer schwer. Das erfolgreiche Volksbegehren sollte seinerzeit als

Hebel dienen, um die gesamte europäische Verkehrspolitik auf mehr Nachhaltigkeit zurechtzubiegen. Man spannte dafür mit Umweltschützern aus dem gesamten europäischen Alpenraum zusammen. Wie hoffnungslos der Kampf gegen die Lastwagenlobby der EU ist, wurde einem der Gründerväter der Alpeninitiative, dem Oberwalliser Umweltschützer Andreas Weissen, bei einem Aktionstag in Brüssel bewusst. Dort residierte die Transportlobby in einem Hochhaus, die Umweltschützer in einem kleinen Büro. Das veranschaulichte für Weissen die Bedeutung, die die EU-Kommission einer nachhaltigen Verkehrspolitik beimass. Pults Vorgänger an der Spitze der Alpeninitiative haben sich wohl auch deshalb nie weit aus dem Fenster gelehnt, wenn es um die Beziehungen der Schweiz zur EU ging.

## Unterengadin und Mailand

Gerne hätte man von Pult erfahren, was ihn in EU zieht, wo doch der von ihm gewünschte Beitritt doch zu einer Erhöhung des Transitverkehrs führen würde, wie die Erfahrungen in anderen EU-Staaten zeigen. Da er derzeit Ferien habe, erlaube er sich, Fragen unbeantwortet zu lassen, gibt der Bündner in einer E-Mail zu verstehen. Vielleicht steckt ihm die EU einfach in den Genen. Pult ist italienisch-schweizerischer Doppelbürger, in Guarda im Unterengadin und in Mailand aufgewachsen. Bevor er in Domat/Ems und Chur in den Kindergarten kam, sprach er kein Deutsch.

Seit den eidgenössischen Wahlen 2019 politisiert er als Nationalrat im Bundeshaus, wo er mit vielen Vorschusslorbeeren startete. Tatsächlich ist Pult ein steiler Einstieg gelungen: Bereits ist er Vizepräsident der Verkehrskommission. Geht alles nach Plan, wird er 2022 und 2023 sowohl Präsident der Alpeninitiative sein als auch die Verkehrskommission des Nationalrats präsidieren – und zwischendurch womöglich den einen oder andern Schmähprijs verteilen. Dass ihm der Spagat zwischen Aktivist und Mandatsträger gelingen wird, ist anzunehmen. Man wird vom talentieren Herr Pult, wie es aussieht, noch einiges hören.



# Die Medien entmachten die Medien

Wie konnte es nur zu dieser Feindschaft zwischen den Medien und Donald Trump kommen?



Die *New York Times* konnte auch diesmal nicht anders. Die Headline war ein hübsches Beispiel für Schadenfreude.

«Monatelang die Schwere des Ausbruchs heruntergespielt – nun ist der Präsident mit Infektion konfrontiert» stand als Schlagzeile auf Seite eins. Zack, das hat er nun davon.

Alles andere wäre überraschend gewesen. Die Fehde zwischen Donald Trump und der *New York Times* ist die innigste Feindschaft zwischen einer Zeitung und einem Politiker, die es in der Mediengeschichte gegeben hat. Dagegen verblasst sogar der Konflikt zwischen der *Washington Post* und Richard Nixon in den siebziger Jahren.

Allerdings gibt es einen gewichtigen Unterschied zwischen damals und heute. In den Siebzigern waren die Medien noch eine Macht. Sie konnten einen Präsidenten erfolgreich aus dem Amt schreiben. Heute sind Medien eine Ohnmacht. Sie schreiben seit vier Jahren wie die Besessenen gegen einen Präsidenten an.

Der Effekt ist nahe null, obschon nie zuvor einem Politiker in den Medien derartige Verachtung entgegenschlug. Trump sei ein Nazi, Verbrecher, Psychopath, Clown, Rassist. Selbst in der fernen Schweiz beschimpfte der *Tages-Anzeiger* Trump soeben als «Gauner», also als gewerbsmässigen Kriminellen. Solche Wortwahl war bei gesitteten Blättern zuvor undenkbar.

Woher kommt diese Wut? Es ist einfach. Trump hat den Medien vorgeführt, wie unbedeutend sie geworden sind. Er hat die Medien entmachtet, wie sie selber mit Bitternis erkennen mussten.

Trump verwandelte die Medien von einem aktiven Kraftfeld in ein reaktives Kraftfeld. Er

verwandelte sie in Reaktionäre. Unter Trump verloren sie ihre vorausschauende Gestaltungsdynamik. Die Journalisten wurden von thematischen Leadern, als die sich gerne sehen, zu thematischen Followern. Der Präsident trieb die Journalisten Tag für Tag vor sich her, nicht umgekehrt wie zu alten Zeiten, als noch die Medien das Agenda-Setting dominierten.

Das hatte zuerst formelle Gründe. Der Alltag der amerikanischen Redaktionen veränderte sich dramatisch, als Trump ins Amt kam. Sein Vorgänger Barack Obama, Typus Bohemien, er-

*Der Effekt ist nahe null, obschon nie zuvor einem Politiker derartige Verachtung entgegenschlug.*

schien morgens oft erst gegen zehn Uhr im Büro, und erst nach dem Mittag tropften dann die ersten News aus dem Weissen Haus herein.

Dann kam Frühaufsteher Trump, Typus Hyperaktivist, ins Amt. Nun änderte der Rhythmus gewaltig. Ab morgens um sechs Uhr trompetete Trump respektive seine PR-Brigade über Twitter eine Salve von Statements in die Welt. Den Rekord stellte man im Juni 2020 auf, als man an einem Freitag exakt 200 Tweets abschoss.

Trump war die Schlange, die Journalisten waren nur noch die gebannt starrenden Kaninchen. Trump gab den Takt an, die Medienvertreter folgten dressiert und fixiert hinterher. Das nagte stark am Selbstbewusstsein der Branche, die sich um ihre frühere Führungsrolle betrogen fühlte, und es führte zu zusätzlicher Aggressivität.

Trump hat heute allein auf Twitter ein Publikum von 87 Millionen. Das ist das Zehnfache der führenden News-Shows am TV und das Zwanzigfache der höchsten Zeitungsauflagen. Journalisten? Was soll's.

Journalisten waren auf einmal zweite Garde in der Aufmerksamkeitsökonomie. Sie reagierten obsessiv, indem sie jeden Tweet von Trump zum Erdbeben hochstimmten. Sie merkten bis heute nicht, wie sehr sie sich damit in der Schlinge des Präsidenten verfangen. Sie wurden zu kritisch-nützlichen Idioten.

«Das Einzige, was Medien noch versuchen, ist, Trumps Worte in einen Kontext zu stellen», beschrieb etwa die *Los Angeles Times* die devote Rolle, in die der Präsident die Medien hineinmanövriert hatte.

Trump erkannte die wachsende Bedeutungslosigkeit der traditionellen Medien genau. Dem Watergate-Reporter Bob Woodward von der *Washington Post* gab er achtzehn stundenlange Interviews. Er tat es, obwohl er genau wusste, dass ihn der Journalist hinterher hemmungslos in die Pfanne hauen würde. Nur, was soll's?

In einem seiner berühmtesten Tweets nannte Trump die Medien «die Feinde des amerikanischen Volkes». Er tat es, obwohl er genau wusste, dass er damit ihre immerwährende Feindschaft zementieren würde. Nur, was soll's?

Trump hat den Journalisten vorgeführt, wie man die Journalisten in Abhängigkeit bringt, weil man das Volk auch ohne Journalisten erreicht. Er war der erste Politiker, der der Medienbranche die eigenen Limiten so schonungslos aufzeigte. Dass daraus keine Liebesbeziehung entsteht, kann man verstehen.

---

# «Alle haben genug von diesem Regime»

Reza Pahlavi, der älteste Sohn des letzten Schahs, meldet sich zurück und plant den Umsturz im Iran. Die Bedingungen seien so günstig wie nie zuvor.

Pierre Heumann

**R**eza Pahlavi war neunzehn Jahre alt, als Ajatollah Chomeini seinen Vater, den Schah von Persien, vom Thron stürzte. Pahlavi verfolgte die Revolution von 1979 aus sicherer Distanz in Texas, wo er sich auf einer amerikanischen Luftwaffenbasis in Ausbildung befand. Seither lebt er im Exil und pflegt Kontakte zu Oppositionsgruppen.

Jetzt will der ehemalige Kronprinz den Iran von der Unterdrückung durch die Ajatollahs befreien. Seine Blaupause hat er dieser Tage vorgestellt. Er nennt sie «Ein neues Bündnis» («A New Covenant») und empfiehlt sich als Berater des Übergangs und Integrationsfigur.

**Weltwoche:** Reza Pahlavi, was ist das Schlimmste, das die Ajatollahs dem Iran antun?

**Pahlavi:** Ich kann Ihnen das an einem Beispiel aus meiner Jugend zeigen. Als ich zehn Jahre alt war, nahm mich meine Mutter ...

**Weltwoche:** ... Farah Pahlavi, geborene Diba ...

**Pahlavi:** ... oft mit auf die Ferieninsel Kisch im Persischen Golf. Das war damals schon, wie auch heute noch, ein beliebter Ferienort für uns Iraner. Einmal wollte sich meine Mutter mit mir Dubai auf der anderen Seite des Golfs ansehen, das damals – wir sprechen von den frühen 1970er Jahren – noch ein kleiner Hafen war. Zu jener Zeit war der Iran in der ganzen Region Vorbild für eine fortschrittlich-moderne Politik. Wenn ich jetzt Dubai und den Iran vergleiche, kann ich nur sagen: Schaut, wie viel in Dubai erreicht wurde. Heute gehen Iraner, die sich die Reise nach Europa nicht leisten können, nach Dubai und erleben dort, was sie im Iran vermissen: Modernität und Fortschritt. Sie sagen sich: O mein Gott, wir haben so ein immenses Potenzial, nur regieren bei uns diese verrückten Ajatollahs, die Kriege in der Region finanzieren und drohen, Israel zu zerstören. Aber was tun sie für das Volk?

**Weltwoche:** Sagen Sie es.

**Pahlavi:** Nichts! Alle haben deshalb genug von diesem Regime, nicht nur im Iran, sondern in der ganzen Region. Denn es exportiert seine radikale Ideologie und will – auf Kos-

ten anderer Völker – ein religiöses Kalifat errichten. Die Ajatollahs haben in den letzten vierzig Jahren eine gesunde Transformation in die Moderne verunmöglicht. Mehr als das: Die Islamische Revolution hat uns um Jahrhunderte zurückgeworfen. Jetzt muss unsere Kultur neu entwickelt werden, damit wir den Anschluss an die Moderne und an den Westen finden. Dieser Prozess wird viele Jahre dauern, vielleicht zwanzig oder sogar dreissig.

**Weltwoche:** In Europa setzen viele auf den Dialog mit Teheran, um das Problem zu lösen.

**Pahlavi:** Das ist naiv. Eine Koexistenz des Westens mit dem Regime in Teheran halte ich für ausgeschlossen. Dessen DNA widerspricht vollkommen westlichen Werten. Die Ajatollahs verstehen sich als Gottes Regierung auf Erden. Das ist ihr Narrativ, und darüber kann

*«Die Islamische Revolution hat uns um Jahrhunderte zurückgeworfen.»*

man mit ihnen nicht diskutieren. Mit solchen Leuten sind Kompromisse unmöglich, weil sie den traditionsreichen Iran auf den Schiismus reduziert haben.

**Weltwoche:** Als wir Sie vor dreizehn Jahren interviewt haben, meinten Sie ebenfalls, dass es an der Zeit sei, die Herrschaft der Ajatollahs zu beenden. Doch die sitzen noch fest im Sattel.

**Pahlavi:** Unser Interview fand noch vor dem Beginn der «Grünen Bewegung» statt ...

**Weltwoche:** ... das waren landesweite Massendemonstrationen 2009 gegen das Regime ...

**Pahlavi:** ... die brutal niedergeschlagen wurden wurden. Es standen sich die Reformer und die Konservativen gegenüber, wobei die Konservativen zum Regime hielten. Damals gab es in der Bevölkerung noch Hoffnung auf eine Besserung. Seit zwei oder drei Jahren machen sich die Leute jedoch keine Illusionen mehr, dass das Regime zu Reformen Hand bieten wird. Deshalb gibt es für sie nur eine Lösung: Das Regime muss gehen! Denn es kann nichts anderes vollbringen, als das Land noch mehr

zu zerstören. Die Iraner sprechen dem Regime inzwischen nicht nur die Fähigkeit zu Verbesserungen ab, sondern auch die Legitimität. Erstmals stelle ich deshalb eine Konvergenz der Oppositionskräfte fest, die sich bisher bekämpften, jetzt aber gemeinsam über Alternativen nachdenken. Unsere Erfolgchancen haben sich dadurch markant verbessert.

**Weltwoche:** Sie schreiben im «neuen Bündnis», dass Sie die Grösse des Iran wieder zurückbringen wollen. Was meinen Sie damit?

**Pahlavi:** Wir waren während Jahrhunderten ein heterogener Vielvölkerstaat mit zahlreichen Religionen: Perser, Kurden, Araber, Christen, Muslime, Azeris und Juden, um nur einige zu nennen, lebten recht friedlich zusammen, bis Chomeini kam. Wenn wir in unserer Geschichte 2500 Jahre zurückgehen, stossen wir auf Kyros den Grossen, der die Grundlagen für die Menschenrechte in Gesetzestafeln meisseln liess. Zur Ironie der Geschichte gehört, dass im heutigen Iran Menschenrechte mit Füßen getreten werden. Kyros liess allen Völkern die Freiheit, ihren Glauben zu leben. Deshalb ist er bei uns immer noch so populär. Während es in der Natur unseres Volkes liegt, vorwärtszuschreiten, zwingt uns dieses Regimes Rückschritte auf. Ich appelliere an die Bürger, ihre Pflichten wahrzunehmen, jeder so, wie er kann, damit wir nicht noch mehr Chancen verpassen.

**Weltwoche:** Was fordern Sie?

**Pahlavi:** Wir müssen im Iran organisatorische Strukturen aufbauen – was bei diesem repressiven Regime allerdings schwierig ist. Sie wissen ja, dass die meisten Aktivisten entweder im Gefängnis sind, gefoltert werden – oder ermordet wurden wie soeben der Ringer Navid Afkari. Für den Umsturz sind wir zudem auf Hilfe aus dem Westen angewiesen. Aber wegen seiner ökonomischen Interessen im Iran begrenzt der Westen leider immer wieder seine Proteste gegenüber dem Regime in Teheran. Das schwächt die Gruppen, die gegen das Regime kämpfen. Und sie fühlen sich verlassen.

**Weltwoche:** Wie sehen Sie in diesem Zusammenhang die Schweiz?





«Der Ruf nach einer Thronbesteigung würde mir sehr schmeicheln»: Politiker Pahlavi, 59.

**Pahlavi:** Sie hat sich, wie so viele andere Länder auch, zwar verbessert. Wir sehen heute mehr Parlamentarier als früher, die das iranische Volk unterstützen. Aber die Regimegegner im Iran fühlen sich ausgerechnet von jenen Ländern verlassen, die sich sonst als Verteidiger der Freiheit und der Demokratie preisen. Offenbar hat sich bei euch in Europa noch nicht herumgesprochen, dass das radikale Regime in Teheran auch für euch gefährlich ist.

**Weltwoche:** Wie denn?

**Pahlavi:** Die Not im Iran wird neue Flüchtlingsströme auslösen – und das zu einem Zeitpunkt, da Europa von Immigranten bereits gesättigt und kaum in der Lage ist, mehr Leuten Asyl zu geben.

**Weltwoche:** Sie arbeiten auf den Sturz des Regimes hin. Wie soll das gehen?

**Pahlavi:** Mit Hilfe eines ökonomischen Kollapses. Der Regierung soll das Geld ausgehen, mit dem sie den Sold der Truppen bezahlt. Dazu gehören die Revolutionsgarden und die Basij. Auch in deren Familien breitet sich dann Armut aus. In den vergangenen Monaten habe

ich mehr und mehr Informationen aus den Reihen der Uniformierten erhalten, gemäss denen sich bei den Truppen Unzufriedenheit breitmacht, weil bei ihnen das Geld für ihre Familien knapp wird. Die Geschichte zeigt, dass wirtschaftliches Missmanagement die Leute auf die Strasse treibt und zum Regimesturz führt. Wir sahen das in der Sowjetunion, in Osteuropa, in der DDR. Ich sage den Truppen: Richtet die Gewehre nicht auf eure Mitbürger, sondern schützt sie!

**Weltwoche:** Wann wird Ihrer Meinung das Regime im Iran implodieren?

**Pahlavi:** Ich bin froh, dass Sie von Implosion sprechen.

**Weltwoche:** Weshalb?

**Pahlavi:** Auch diejenigen, die für einen säkularen und demokratischen Staat eintreten, wissen nur zu gut, dass sich das Land keine Anarchie leisten kann. Wir müssen deshalb Strukturen vorbereiten, die unmittelbar funktionieren können, um ein Chaos zu vermeiden. Wir streben eine kontrollierte Implosion an.

**Weltwoche:** Das müssen Sie erklären.

**Pahlavi:** Wir setzen auf gewaltfreien zivilen Ungehorsam. So haben wir Zeit, den Übergang zu organisieren.

**Weltwoche:** Wollen Sie dem Beispiel von Gandhi folgen?

**Pahlavi:** Genau.

**Weltwoche:** Arbeitsniederlegungen führten zu einer weiteren Zunahme der Armut, da es keine Streikkassen gibt. Glauben Sie wirklich, dass Ihnen die Menschen dabei folgen werden?

**Pahlavi:** Auch da brauchen wir Hilfe aus dem Ausland. Iraner, die ihr Einkommen verlieren, sollen von einem Fonds unterstützt werden, der von aussen alimentiert wird.

**Weltwoche:** Derzeit sind Geldüberweisungen in den Iran allerdings wegen der Sanktionen nicht möglich.

**Pahlavi:** Deshalb haben wir einigen Parlamentariern in den USA vorgeschlagen, die Sanktionen anzupassen. Mit diesen werden nicht nur die bösen Kräfte im Land bestraft, sondern auch die guten. Die Sanktionspolitik muss massgeschneidert sein. Sie muss auf Informationen über die Bankverbindungen des Regimes im Westen beruhen. Die Geheimdienste in den USA und in Europa verfügen über genügend Angaben, um das umzusetzen.

**Weltwoche:** Hatten Sie Gelegenheit, mit dem amerikanischen Präsidenten Donald Trump über Ihre Pläne zu sprechen?

**Pahlavi:** Leider nein. Er lässt uns nur wissen, dass er zu Verhandlungen mit dem Regime bereit sei. Das wirft bei den Dissidenten und im Volk die bange Frage auf, ob wir einmal mehr verraten und verlassen werden. Aber wir haben unsere Bedenken sowohl demokratischen als auch republikanischen Politikern unterbreitet. Wer auch immer die Wahlen am 3. November gewinnen wird, ob Donald Trump oder Joe Biden, soll beherzigen, dass die Botschaften ans Volk gerichtet sein sollen, ans Volk und nicht ans Regime. Denn die Leute müssen wissen, dass sie nicht alleingelassen werden.

**Weltwoche:** Wie sind allgemein die Reaktionen auf Ihr «neues Bündnis»?

**Pahlavi:** Zunehmend positiv, besonders unter Jugendlichen. Die frustrierte Nation sehnt sich nach Freiheit und setzt auf Solidarität. Das geht über Ideologien hinaus. Ich lege zudem Wert darauf, zu betonen, dass es nach dem Sturz des Regimes nicht zu einer Abrechnung mit den Regimekräften kommt.

**Weltwoche:** Gestatten Sie die Frage zum Schluss: Würden Sie auf den Thron steigen, falls der Ruf an Sie ergehen sollte?

**Pahlavi:** Es würde mir natürlich sehr schmeicheln. Aber ich würde mich lieber an der Formulierung der Grundlagen für den neuen Iran beteiligen wollen, weil ich das besser kann. Ich sehe mich eher als Anwalt der Bevölkerung. An diesem Prozess müssen viele mitmachen. Es darf keine One-Man-Show werden.

# Wenn Ja-Sager das Sagen haben

Der leidenschaftliche, unbequeme Jungfreisinnige Nicolas A. Rimoldi wird von der FDP geradezu abgewürgt.

Nicole Ruggle

Viel Wirbel um den Jungfreisinnigen Nicolas A. Rimoldi aus Luzern: Ohne Begründung wurde er aus der nationalen Datenbank der FDP entfernt, zwei von drei Delegiertenämtern ist er ebenfalls los. Nach eigenen Aussagen wurde er im Januar 2019 vom Präsidenten der FDP Luzern gar bedroht: Sollte er noch einmal die Parteileitung kritisieren, würde man sich in einer Medienmitteilung von ihm distanzieren. Bei dem Gespräch sei es um Rimoldis «zwischenmenschliches Verhalten» gegangen; seine oft radikalliberalen Ansichten und seine eher rechtsliberale Einstellung seien dabei nicht das Problem. Wirklich nicht?

2019 verlor die FDP vier Nationalratssitze; bei kantonalen Parlamentswahlen sieht's nicht besser aus. Das Vertrauen in die Partei schwindet, Wähler und Sympathisanten laufen davon oder gleich zur SVP über. Petra Gössi Linkskurs stösst vielen Mitgliedern sauer auf. Den Mund aufzumachen, trauen sich die meisten dennoch nicht – Rimoldis Beispiel illustriert, warum nicht. Mao sagte einst: «Bestrafe einen, erziehe hundert.»

## Konformität wird belohnt

Rimoldi ist zu laut, zu fordernd, zu leidenschaftlich und – vor allem – zu konsequent in seiner erzliberalen Grundhaltung. Zeitgemässer und politisch korrekter Weichspül-Liberalismus, vorangetrieben durch die Parteispitze unter dem Deckmantel eines scheinbaren politischen Pragmatismus, verträgt sich nun einmal nicht mit der kämpferischen Mentalität aufgeweckter Jungliberaler.

Man fragt sich: Wann ist die helleuchtende Flamme des Liberalismus zu einem CO<sub>2</sub>-neutralen LED-Teelichtchen verkommen, das nur noch in wohltemperierter Umgebung auf-flackern darf? Warum werden Konformität

und Gehorsam gegenüber der Parteispitze mit Listenplätzen, Vorstandspositionen und Mandaten belohnt, obwohl sich klassischer Liberalismus einst genau an entgegengesetzten Prinzipien orientiert hat? Wann wurden Ideologie und Prinzipientreue unwidersprochenem Jasagen untergeordnet, so dass Liberalismus zum blossen Lippenbekenntnis und zur inhaltslosen Etikettierung blau eingefärbter Wahlplakate verkam?



Nach vorne:  
FDP-Dissident Rimoldi.

## Liberaler Mauerfall

Man muss Rimoldis Meinung nicht teilen. Aber im Prinzip macht er das, was junge Polit-Aktivisten immer gemacht haben: die Mutterpartei vor sich her-treiben, Aufbruchstimmung verbreiten und die alten Parteihasen unbequem an ihre ideologischen Anfänge erinnern.

Wenn eine Partei die Leidenschaft ihrer jungen Mitglieder abwürgt, gerade wenn sie unbequem sind, mag sich dies kurzzeitig rechnen. Man schafft sich so für die nächsten Jahre eine Gefolgschaft treuer Anhänger, die zu allem ja und amen sagen. Lebt aber nicht eine Partei genau davon, dass junge Mitglieder an altbewährten Prinzipien festhalten? Stattdessen hört man in der FDP immer dieselben folgsam rezitierten Plattitüden.

Wir brauchen einen liberalen Mauerfall, einen Aufbruch verkrusteter Strukturen, damit auch den Stimmen jüngerer Parteimitglieder, und seien sie unbequem, laut und radikal, der berechnete Platz eingeräumt wird. Wenn die Basis sich von der autoritativen Leitung nicht mehr gehört und verstanden fühlt, dann endet dies meist mit dem Abgang genau jener. Lassen wir es nicht so enden.

Nicole Ruggle ist Studentin an der Fachhochschule Graubünden und Mitglied der Zürcher FDP.

## Zahlenakrobaten im Gesundheitsamt

Bei der Beurteilung von Corona-Risikoländern stützt sich das Bundesamt für Gesundheit (BAG) auf die offiziellen Fallzahlen der betreffenden Länder. Das führt manchmal zu absurden Ergebnissen. So flogen viele Berner in den Herbstferien traditionell auf die Insel Madeira. In diesem Jahr gab es jedoch wenige Tage vor Ferienbeginn eine böse Überraschung. Das BAG setzte Portugal unvermittelt auf die Liste der Corona-Risikoländer, und da zu Portugal eben auch Madeira gehört, müssen nun die Ferienrückkehrer gemäss BAG-Regeln in Quarantäne.

Das sorgt für Unmut, denn Covid-19 ist auf Madeira kein Problem. Aber das BAG zeigt sich unflexibel. «Bei allen Staaten, die keine Nachbarstaaten der Schweiz sind, werden zurzeit keine einzelnen Gebiete oder Inseln mehr von der Quarantänepflicht ausgenommen», heisst es. «Eine differenziertere Handhabung wäre zum heutigen Zeitpunkt nicht praktikabel.»

Dabei gehen die BAG-Bestimmungen auch vielen Reiseunternehmen längst an die Substanz. «Wir erleben ständig Überraschungen», kritisiert der Berner SVP-Nationalrat Andreas Aebi, der Inhaber eines Reisebüros ist. Ein Arbeiten sei unter solchen Bedingungen fast nicht mehr möglich. Wenn er heute für einen Kunden eine Reise nach Neuseeland im Januar buche, könne diese schon im November hinfällig sein. Das Problem für viele Reiseunternehmen: Die Flüge müssen bei der Buchung sofort bezahlt werden. Wird die Reise wegen Corona storniert, ist es nicht sicher, ob die Fluggesellschaft das Geld auch wieder zurückzahlt.

Wie wenig durchdacht die Strategie des BAG bei der Beurteilung von Risikoländern ist, zeigt das Beispiel Ägypten. Laut BAG kann man problemlos dorthin reisen, weil die Fallzahlen tief sind. Warum ist das so? Viele Ägypter haben kein Geld für Corona-Tests. Die Dunkelziffer der Corona-Infizierten ist deshalb mit grosser Wahrscheinlichkeit viel höher. In Luxemburg dagegen wurden 60 Prozent der Bevölkerung getestet. Entsprechend höher ist die Zahl der Infizierten. Luxemburg steht auf der BAG-Risikoliste.

Fazit: Wer viel testet und darum mehr Fälle ausweist, wird vom BAG bestraft. Wer wenig testet und wenig Fälle hat, landet nicht auf der Risikoliste.

Hubert Mooser



# Trump ohne Maske

Der Präsident findet seine Botschaft im Schlusspurt des Wahlkampfs.



Was haben Grover Cleveland, Woodrow Wilson, Warren Harding, Franklin Roosevelt, John Kennedy gemeinsam? Diese amerikanischen Präsidenten waren alle krank und versuchten mit Erfolg, die Öffentlichkeit darüber zu täuschen. Die Medien spielten mit.

Nach heutigem Massstab würde selbst der Republikgründer George Washington als angeschlagen und dienstunfähig beurteilt. Somit befindet sich Präsident Trump in guter Gesellschaft, nur, die Medien bestehen heute auf vollständiger Transparenz.

Das ist auch in den besten Zeiten eine Illusion. Allein die Vorstellung, ein amerikanischer Präsident müsse 24/7 im Vollbesitz seiner geistigen und körperlichen Fähigkeiten sein, die weit über dem Durchschnitt der Bevölkerung liegen, ist ein frommer Wunsch. Auch Präsidenten sind Menschen, bestenfalls Olympier.

Wahlkampf herrscht – noch dreissig Tage. Kurz vor der Rückkehr ins Weisse Haus tweetet Trump: «Feeling really good! Don't be afraid of Covid. Don't let it dominate your life.» Und fügt hinzu: «Wir haben unter der Trump-Administration einige sehr gute Heilmittel und medizinisches Wissen entwickelt. Ich fühle mich besser als vor zwanzig Jahren.» Das ist die Botschaft im Endspurt – der neue alte Optimismus. Wer erinnert sich noch an Reagans «It's morning in America»? Nach der Einlieferung Trumps ins Walter Reed Hospital war die «Kommunikation» der Ärzte und des Weissen Hauses suboptimal, ein Fressen für die Häme der Kritiker. Doch die Lockdown-Demokraten verkalkulieren sich.

Covid-19 reduziert Trump auf Normalgrösse. Damit verliert die Linke einen Buhmann, eine

dämonische Kreatur, die republikanische und unabhängige Wähler erschrecken und ins Lager der Demokraten treiben soll. Ob Trumps wiederentdeckter Optimismus durchschlägt, hängt nun von ihm selber ab. Noch zwei Fernsehdebatten mit Joe Biden stehen bevor.

Die erste war aus Trumps Sicht ein Schlag ins Wasser. Trump kam und wollte mit seiner aggressiven Taktik Biden aus dem Gleichgewicht bringen. Biden war verunsichert, hielt aber stand. Er kam nicht rüber als der zittrige, leicht demente Greis, als den ihn Trump vorher dargestellt hatte. Ein Sieg Bidens im Spiel um die Erwartungshaltungen.

*Trump hält dagegen, gegen das Einschliessen im Keller, das Verbergen des Gesichts.*

TV-Wahlkampfdebatten zwischen den beiden Kandidaten sind über die Jahre überregulierte Veranstaltungen geworden, die sich an ein medienaffines Publikum politisch Interessierter richten. Als Entscheidungshilfe dienen sie kaum mehr. Trump wendet sich indes nur an seine Wähler.

Das gelang ihm auch. Aber damit diese Debatten überhaupt eine Wirkung entfalten, sollten sie unabhängige, noch nicht überzeugte Wähler beeinflussen. Dafür war Trumps Dominanz-Taktik falsch. Hätte er auch nur ein paar Minuten geschwiegen, so hätten die Zuschauer mehr über Biden erfahren, nämlich dessen endlose Ausflüchte, die *fake personality* als Champion des «forgotten man» aus Scran-

ton, Pennsylvania, dessen fehlende Urteilskraft und halbstarke Kraftmeiertum.

Andere Präsidenten haben erste Debatten «verloren» und haben doch gewonnen. Corey Lewandowski, von Trump geschasster Kampagnenleiter 2016 und jetzt wieder Berater des Wahlkampfteams, schreibt: «Nichts kann diesen *guy* stoppen: New Yorker Baulöwen, Stadtregierungen, mächtige Politiker, internationale Baulöwen, das republikanische Establishment, die Bush-Dynastie, die Demokratische Partei, die Clinton-Dynastie, die Medien, geheime Schlapphüte, Big Tech, die Kriegslobby, Kim Jong Un, der Islamische Staat, die Welthandelsorganisation. Nichts.»

Trump wird künftig mehr Maske tragen – aber sicher nicht immer. Er weiss, dass Maskentragen zum Indiz und Druckmittel für soziales Wohlverhalten geworden ist. Der Moderator der ersten Debatte, Chris Wallace, hielt unmissverständlich fest: ob positiv getestet oder nicht, es gebe Regeln, keine Freiheit der Wahl. Jedermann müsse Maske tragen. Das könnte man unamerikanisch nennen. Freiheit ist immer noch ein hohes Gut. Trump hält dagegen, gegen das Einschliessen im Keller, das Verbergen des Gesichts, das endlose Warten auf die Rückkehr zum Leben. Der Slogan «Für Freiheit, hab keine Angst» birgt Sprengkraft.

Trump hat bewiesen, dass er seine Wahlversprechen erfüllt respektive zu erfüllen versucht. Seine politische Karriere ist auch noch kurz. Von Biden – dessen politische Laufbahn umspannt 47 Jahre – glaubt man zu wissen, dass er nicht nur fähig ist, das Gegenteil dessen zu tun, was er sagt, sondern dass er es auch tut. Wenn Trump ihn nur reden lässt, hat er schon gewonnen.

# Wo die Völker aufeinander schlagen

Seit Jahrzehnten zanken sich Armenien und Aserbaidschan um Berg-Karabach. Mit der Türkei, Russland und dem Iran mischen drei mächtige Staaten mit. Der Westen glänzt durch Abwesenheit.

*Edward Lucas*



*All das befeuert die Post-Jalta-Vision von Wladimir Putin: Monument bei Stepanakert.*

**W**as geht uns ein Gebiet an, dessen Namen man nur mit Mühe buchstabieren kann? So fern der Kaukasus, so sehr stösst der Krieg um Nagorni Karabach (Berg-Karabach) auf Desinteresse und Ratlosigkeit. Welche Seite ist im Recht? Wer hat angefangen? Warum ist der Konflikt wichtig?

Die ersten beiden Fragen sind nicht leicht zu beantworten. Historisch können sowohl Armenier als auch Aseris Ansprüche auf diese schöne Region Berg-Karabach (wörtlich übersetzt: «Schwarzer Garten in den Bergen») geltend machen, die de jure zu Aserbaidschan gehört, de facto aber seit dem Waffenstillstand von 1994 als «Republik Arzach» unter armenischer Herrschaft steht, völkerrechtlich jedoch nicht anerkannt wird. Die Ansprüche beider Seiten sind unbegründet, beide Seiten verhalten sich oft unvernünftig und provokant – und so kam es zum jüngsten Krieg.

## Russland gewinnt so oder so

Die dritte Frage – Warum ist der Konflikt wichtig? – ist leichter zu beantworten. Beteiligt sind drei mächtige Staaten: die Türkei, die Aserbaidschan unterstützt, Russland, das gute Beziehungen zu beiden Seiten unterhält, und der Iran, der eine gemeinsame Grenze mit beiden Ländern hat. Hinzu kommen die EU (deren Vermittlungsbemühungen bislang erfolglos geblieben sind) und Amerika, das von der ein-

flussreichen armenischen Diaspora in die eine Richtung und von Öl- und Gasinteressen in Aserbaidschan in die andere Richtung gedrängt wird.

Zu befürchten ist, dass die Kämpfe eskalieren und eine der fremden Mächte eingreifen könnte. Eine viel grössere Sorge ist die, dass der Krieg das Ende des westlichen Einflusses in der Region signalisiert. Die Russen wollen den diplomatischen Erfolg wiederholen, den sie in Syrien hatten, und auf dem Weg einer moderaten militärischen Intervention einen strategischen Sieg erringen. Ein Element könnten russische Friedenstruppen in der Region sein, ein anderes wäre ein «Astana 2»-Friedensprozess unter Beteiligung des Iran und der Türkei – unter Ausschluss der EU und der USA.

Für Russland ist dieser Krieg auch in anderer Hinsicht eine Win-win-Situation. Wer am Ende verliert, wird den Schutz Moskaus benötigen, und der Sieger wird Moskau dankbar sein. Russland verkauft Waffen an Aserbaidschan, unterhält aber einen Militärstützpunkt in Armenien (und verkauft auch an Armenien Waffen). Beide Länder sind unzufrieden mit ihrem Verhältnis zu Russland, haben aber keine Alternative. Armenien hat Angst vor der Türkei, und Aserbaidschan weiss, dass es sich nicht hundertprozentig auf Präsident Erdogan verlassen kann.

Der grosse Verlierer ist der Westen. Er verliert an Einfluss in der Schwarzmeer-Region, im Kaukasus und in Zentralasien – Regionen,

wo noch vor fünfzehn Jahren der Westen als diplomatischer und ökonomischer Leitstern angesehen wurde, wo man Pipelines baute, Stipendienprogramme für die Eliten anbot, die Zivilgesellschaft förderte und neue Sicherheitsstrukturen schuf.

## Entvölkerter Marionettenstaat

Die Türkei, grösster Nato-Staat in der Region, sorgt für Probleme, nicht für Lösungen. Auf lange Sicht ist China der grosse geostrategische Gewinner. Vorerst aber hat Russland wieder das Sagen in seinem vormaligen Imperium. Die letzte Bastion westlichen Einflusses ist Georgien, wo die Demokratie darniederliegt und wirtschaftliches Chaos herrscht. Russland könnte einen Korridor durch Georgien fordern, um (militärische oder «humanitäre») Hilfe nach Armenien zu bringen. Die Regierung in Tiflis dürfte kaum Unterstützung finden, sollte sie sich diesem Ansinnen widersetzen. Sollte sie einverstanden sein oder vor vollendete Tatsachen gestellt werden, würde nur umso deutlicher, wie isoliert und gefährdet das Land ist.

Der westlichen Apathie entspricht die armenische Arroganz. Die neue, reformorientierte Regierung setzt die Untätigkeit ihrer kleptokratischen Vorgängerinnen fort und hat keinen ernsthaften Versuch unternommen, mit Aserbaidschan zu verhandeln. Je länger die Armenier Nagorni Karabach halten, desto grösser ist aus



ihrer Sicht die Chance, dass die Welt diese territoriale Einverleibung letztlich akzeptiert. Das hat bislang nicht funktioniert. «Arzach» ist ein entvölkerter Marionettenstaat, restlos angewiesen auf ökonomische und militärische Hilfe von Armenien und der Diaspora. Der Preis ist hoch. Hunderttausende Aseris, die vor 25 Jahren vor der armenischen Herrschaft geflohen sind, leben bis heute in Aserbaidschan in elenden Verhältnissen und sorgen auf diese Weise dafür, dass die Stimmung jederzeit hochkochen kann.

Armenien ist militärisch in der Defensive. Gegen das viel grössere und reichere Aserbaidschan können die Armenier keinen entscheidenden Sieg erringen. Sie können bestenfalls auf diplomatische Unterstützung des Auslands hoffen. Die wird es kaum geben. Der Westen, zerstritten und anderweitig abgelenkt, zeigt kaum Bereitschaft, sich für die Opposition in Weissrussland einzusetzen, die seine Unterstützung viel mehr verdient hätte. Vor zwanzig Jahren war die europäische Sicherheit ein heisses Thema in Washington, das beiden Parteien am Herzen lag. Trump betrachtet die EU als Gegner und die europäischen Verbündeten als undankbar oder sorglos. Eine Regierung Biden könnte sich den Europäern wieder annähern, allerdings nicht sofort und auch nicht mit absoluter Sicherheit.

Russland wird Aserbaidschan nicht als Aggressor oder als verantwortlich für einen zweiten Genozid an den Armeniern verurteilen. Moskau möchte aus kommerziellen (Transit, Öl, Gas) und geostrategischen Gründen bessere Beziehungen zu dem Regime in Baku erreichen. Die russischen Eliten sind uneins: Freundschaftliche Beziehungen zu Aserbaidschan können sich als lukrativ erweisen. Die Lehre aus den letzten Kämpfen im Jahr 2016 war klar. Armenien erhielt keine nennenswerte Unterstützung von Russland oder der russisch geführten Organisation des Vertrags über kollektive Sicherheit, der Eurasischen Wirtschaftsunion und der Gemeinschaft Unabhängiger Staaten (GUS).

#### Deutlich nervöser

Wenn Aserbaidschan zumindest einen Teil des Territoriums zurückerobert, bevor ein Waffenstillstand zustande kommt, wird man sich Moskau gegenüber dankbar zeigen. Russland hätte Armenien unterstützen können, hat aber nichts unternommen. Sollte es bei den Kämpfen bald zu einem Rückschlag oder einem Stillstand kommen, wird Aserbaidschan erkennen, dass es ein Fehler war, sich auf die Türkei zu verlassen – und sich ebenfalls Russland annähern.

Auch der Iran wird den Konflikt sehr aufmerksam verfolgen. Jedes Ergebnis, das seine Rolle als regionale Macht unterstreicht, wird die US-Sanktionen schwächen. Die Türkei ist deutlich nervöser. Wegen der engen sprachlichen und ethnischen Verbindungen muss man Aserbaidschan unterstützen. Aber Präsident Erdogan hat ohnehin jede Menge Probleme am Hals, darunter Kriege in Syrien und Libyen sowie eine Machtprobe mit Griechenland. An einem neuen Streit mit Russland kann ihm nicht gelegen sein. Die Türkei wird intervenieren, um eine Niederlage Aserbaidschans zu verhindern, wird den kleineren Partner aber drängen, sich mit einem massvollen Sieg zufriedenzugeben.

Entscheidungen, die früher in Washington, London, Berlin und Brüssel getroffen wurden (gestützt auf ein zumindest halbwegs funktionierendes multilaterales System), werden inzwischen in Moskau, Ankara und Teheran getroffen – auf der Basis unverhohlener Machtpolitik. All das befeuert die Post-Jalta-Vision von Wladimir Putin, in der die Grossen die Entscheidungen treffen und die Kleinen zu parieren haben.

Edward Lucas war während 30 Jahren Korrespondent für den *Economist* und arbeitet heute als Buchautor.  
[www.edwardlucas.com](http://www.edwardlucas.com)

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.

*Bindella*  
la vita è bella

Der grosse  
Cervaro. Ein  
sicherer Wert  
in Ihrem  
Weinkeller.

Jetzt bestellen: [bindella.ch](http://bindella.ch)



# Goldgräberinnen des Internets

Sie sind jung, knackig, hemmungslos und scharf auf Geld: die neue Spezies der Intimfluencer. Ihre Bühne ist «Only Fans». Ein Ex-Disney-Star machte zwei Millionen Dollar – in einer Woche.

Michael Bahnerth

Es gibt da draussen im Universum des World Wide Web und der Social Media eine neue Galaxie, die sich gerade breitmacht. Inzwischen 24 Millionen kleine und grosse Sterne, Wolken und Wölkchen und viel dunkle Materie kreisen in ihr und um sich selbst. Sie trägt den Namen «Only Fans» und funktioniert wie die noch viel grössere Instagram-Galaxie. Der Unterschied ist nur, dass «Only Fans» ein Porno-Universum ist oder, wenn man das etwas netter ausdrücken möchte, ein Erotik-Kosmos. Und dass er nicht umsonst ist.

Der Zu- und Eintritt in diese vier Jahre alte virtuelle Welt der nackten Haut ist so simpel wie ein einfaches Molekül. Man muss sich registrieren, seine Kreditkartendetails hinterlegen und ein Guthaben kaufen zwischen zehn und hundert Dollar und dann suchen, was einen so antört: der nackte Oberkörper von Bastian Baker vielleicht oder ein bisschen Po und Brüste von Bella Thorne, dem ersten Star von «Only Fans».

## Was man früher ein Flittchen nannte

Bella ist 22 Jahre alt, US-Amerikanerin, mässige Schauspieler, mittelmässige Sängerin, moderate Tänzerin, ein Ex-Disney-Star. Nach eigenen Angaben ist sie «pansexuell» und «polyamourös», also das, was man früher ein Flittchen nannte.

Grösser als ihre Filmrollen, ihre Stimme und ihr Bewegungstalent war stets ihr Drang, ihr Dasein zu exhibitionieren. Es gibt diese hedonistisch-narzisstischen Bilder auf Instagram von ihr, so das Übliche jener jungen Menschen, die gleichzeitig ein wenig ihre Verletzlichkeit, ihre Coolness und ihren Geschäftstrieb ins Bild setzen. Es sind Fotos mit Joints, Alkohol, nackter Haut und drängender Sexualität – allesamt mal mehr, mal weniger kalkulierte Streifzüge im Grenzbereich der Tabuverletzungen.

Bella ist einiges und vieles nicht, mit Sicherheit aber ist sie nicht dumm. Aus ihrem Hang der Zurschaustellung von Haut und Seele machte sie Cash, drehte als Regisseurin den, na

ja, Erotikstreifen «Her & Him», eine Geschichte um zwei Menschen, deren sexuelle Begegnung mehr und mehr ausser Kontrolle gerät. Sie habe, so Bella, über die Beziehung zwischen Männern und Frauen nachgedacht und ihren Kampf um Dominanz und die Bedeutung für unsere Welt.

## Grosser Tag für viele Männer

Bella Thorne ist noch nicht lange die «Queen of «Only Fans»». Erst seit August. Am 19. August ging sie bei der Paid-Content-Plattform online, kündigte an, «explizite Inhalte» posten zu wollen, also ein wenig Nackedei.

Das war ein grosser Tag für viele Männer, deren erotische Fantasie sie war. Bella verdient in einer Woche 1,8 Millionen Dollar. Ein Abonnement auf ihre nackte Haut kostet zwanzig Dollar. Macht einen scharf, was man sieht, kann man auch Trinkgeld geben. Will man ein Foto von Bella nur für einen selbst, kann man das bei ihr bestellen, das Ganze ist interaktiv.

Der Skandal, den Bella verursachte, war, dass ganz viele Männer dachten, ein Bild von Bella nur für sie wäre zumindest der vorläufige Höhe-

punkt ihres Lebens, und bereit waren, mehrere hundert Dollar in diesen feuchten Traum zu stopfen. Es kamen dann auch Bildchen von Bella, aber im Bikini, die Nippel schimmerten nur durch den Stoff. Die Männer forderten ihr Geld zurück, was für die Plattformbetreiber ziemlich umständlich war. Danach änderten sie die AGB und setzten den grösstmöglichen Betrag auf hundert Dollar fest.

Das wiederum brachte die professionellen Pornodarstellerinnen auf «Only Fans» in Wallung. Sie lebten davon, dass irgendwelche *sex addicts* bereit waren, für ein personalisiertes Video ein paar hundert Dollar auszugeben. Bella, sagten sie, sei 'ne *bitch*, ruiniere das Geschäft, und das führe dazu, dass einige von ihnen jetzt die Miete nicht mehr bezahlen könnten.

Achtzig Prozent des Geldes gehen an die Darstellerinnen und Darsteller, der Rest an den Betreiber. Ein gutes Geschäft für beide offenbar. Der Kanal ist voll mit jungen Frauen und Männern, die ihren Körper und ihre Erotik in diesem virtuellen Fenster als Ware ausstellen.

Diese Demokratisierung der Pornografie bringe, so sagen viele, locker ein paar tausend Franken im Monat. Liesse man das bisschen übriggebliebene Feigenblatt ganz weg, könnte man sogar richtig reich werden.

## Skrupellos, auch gegen sich selbst

Die Verlockung ist gross. Ein bisschen Haut zeigen und Genitalien, sich ein wenig feilbieten, um jenseits davon frei, also finanziell unabhängig zu sein. Offenbar reibt sich das Moralverständnis dieser Tage nicht an diesem Paradoxon. Intimfluencer sind von einer grenzenlosen Skrupellosigkeit, auch gegen sich selber.

Das sind die Zeiten, in denen wir leben, die Individualisierung des Virtuellen, diese Zurschaustellung des Intimen; Heidi Klum liegt nackt neben einem Hund, zeigt mit ihrem Ehemann Tom den Hintern, die Kardashians wackeln global mit dem Hintern, und Männer hängen ihre Sixpacks und Penisse ins Netz. Und alle lieben es.





# Ist er überhaupt ein Mensch?

Die vielen Variationen von Schadenfreude, die das Corona-Virus evozieren kann.



Letzten Sonntag bei «Anne Will». So recht blicke man nicht mehr durch, welchen Informationen über Donald Trumps Gesundheitszustand man vertrauen könne, sagt die Gastgeberin zu Beginn der Sendung. Erst gestern habe Trumps Leibarzt erklärt, dem Präsidenten gehe es «wirklich gut», kurz darauf aber wurde bekannt, dass Trumps Stabschef geraunt hatte, «es stehe Spitz auf Knopf um den Präsidenten», heute dagegen sage sein Leibarzt wieder, «es gehe ihm wirklich gut».

«Was denn nun?», fragt Anne Will und: «Welche Konsequenzen hat es, dass der mächtigste Mann der Welt mit Corona infiziert ist?» An der Diskussion nimmt auch der deutsche Wirtschaftsminister Peter Altmaier teil, der sogleich ein Résumé zieht: «200 000 Tote in den USA in einem halben Jahr – das sind Menschen, von denen viele noch leben könnten, wenn die Pandemie von vornherein richtig bekämpft worden wäre.»

Aus Wien zugeschaltet ist ein Amerikaner namens Roger Johnson, Vizepräsident der Republicans Overseas in Europa, der möglicherweise etwas Substanzielles zu der Unterhaltung beitragen könnte, wenn er der deutschen Sprache mächtig wäre. Ist er aber nicht, und so keimt der Verdacht auf, dass er vielleicht nicht trotz, sondern wegen seiner Artikulationsunfähigkeit eingeladen wurde, um zu zeigen, wie deppert Trumps Anhänger sind.

Nach den ersten zehn Minuten weiss man, worum es bei Anne Will geht. Nicht um die «Konsequenzen» von Trumps Erkrankung, sondern um die vielen Variationen von Schadenfreude, die das Coronavirus evozieren kann, wenn es einen erwischt, der es verdient hat. Wie den

Maskenverweigerer Donald Trump, der «schon früh über die Corona-Gefahr Bescheid» wusste, «wie er bereits in einem Gespräch mit dem Journalisten Bob Woodward im März zugab». Mittlerweile gebe es in den USA mehr als sieben Millionen Infizierte. «Er hatte die Informationen, er wusste, wie gefährlich es [das Virus] ist, er hat versagt, seinen Job zu machen.»

Ob Trump seine Haltung zur Pandemie «in Richtung mehr Demut, mehr Vorsicht, mehr Empathie ändern könnte, unter dem Eindruck der eigenen Infektion», möchte Anne Will wissen. Sie richtet die Frage an den grünen Politiker Cem Özdemir. Und der antwortet: «Dieser Mensch, Donald Trump, ist so ziemlich das Gegenteil von Empathie, von Mitmenschlichkeit, da fehlt ihm genetisch irgendwas, das erwarte ich von ihm nicht, ich erwarte von ihm, dass er alles tun wird, um die Wahlen zu gewinnen . . .» Soll heissen: Trump ist eigentlich kein Mensch, jedenfalls nicht nach den Massstäben von Cem Özdemir.

In der Runde sitzt auch Britta Waldschmidt-Nelson, Professorin für Geschichte des europäisch-transatlantischen Kulturraums und ausserdem, wie Anne Will nebenbei bemerkt, mit einem Amerikaner verheiratet, also eine ausgewiesene Expertin für amerikanische Politik. Sie bestätigt, was Özdemir gesagt hat, und fügt hinzu, Trump sei «sicherlich nicht jemand, der damit rechnen kann, jetzt Sympathie zu bekommen für seine Erkrankung». Viele Menschen, «nicht nur in den USA, sondern weltweit», könnten sich des Gefühls nicht erwehren, dass ihm [Trump] «vielleicht doch recht geschieht».

Minuten später präsentiert Britta Waldschmidt-Nelson echte Breaking News. «Die Republikaner haben schon über 50 000 ehemalige Polizisten rekrutiert für die «Operation Election Day», die sich um die Wahlstationen positionieren sollen, um Wähler, die ihnen suspekt sind, von denen sie denken, sie wählen demokratisch, vor allem Schwarze und andere Minderheiten, vom Wählen abzuhalten.» Es sei «nicht uneffektiv, wenn Leute in Uniform und mit Waffen» vor einem Wahllokal stehen und fragen würden: «Dürfen Sie überhaupt wählen? Waren Sie schon mal vorbestraft? Oder Ähnliches.» Trump habe schon öfter gesagt, er möchte die Wahlbeteiligung von Gruppen wie den African-Americans gering halten, «denn dann sind die Chancen auf seinen Wahlerfolg grösser».

Anne Will reicht das Wort an Roger Johnson in Wien weiter. Dass die Republikaner ehemalige Polizisten rekrutiert hätten, um schwarze Wähler einzuschüchtern, das sei ihm neu, das könne nicht stimmen, sagt der Sprecher der Republicans Overseas. Woher sie die Information habe, will Anne Will von Britta Waldschmidt-Nelson wissen. «Das habe ich online gelesen», antwortet die Amerika-Expertin, es könne allenfalls sein, dass es sich um Polizisten handelt, «die noch nicht ganz im Ruhestand sind, aber zumindest Leute, die noch Uniformen haben und tragen können». Jedenfalls gebe es die «Operation Election Day», und die soll «gezielt darauf hinwirken, zu verhindern, dass Gruppen, die nicht republikanisch wählen, an der Wahl teilnehmen». Das sei «reine Fantasie», widerspricht Roger Johnson. Es steht Aussage gegen Aussage. Geht es um Trump, heisst das: Im Zweifel gegen den Angeklagten.

## Höflich, aber bestimmt

Nr. 40 – «Psychologie des Rahmenvertrages»  
Leitartikel von Roger Köppel

Einsame Spitze im gleichgeschalteten linken Pressewald. Der Artikel beschreibt, wie die Mehrheit des zögerlichen und hilflosen Bundesrates von der EU in erpresserischer Weise in die Enge getrieben wurde. Glücklicherweise hat alt Bundesrat Johann Schneider-Ammann den Mut gehabt, die Gegenoffensive einzuläuten. Klüger werden ist in der Schweiz nicht verboten. Für den Bundesrat gibt es nur eines: Er muss die EU höflich, aber bestimmt informieren, dass die Schweiz an diesem Vertrag nicht interessiert ist, da dieser unsere Souveränität missachtet. Punkt.

Peter V. Brunner, Stäfa

## Das Mass ist voll

Nr. 38 – «Staatsfeind Nummer eins»  
Christoph Mörgeli zur Verkehrspolitik

Die Schweizer Sozialisten haben – Deutschland nachäffend – für die Schweiz auch ein «Waldsterben» erfunden. Die Hysterie war gigantisch. Damals konnten 50 Mitglieder des Nationalrats eine Sondersession der eidgenössischen Räte einberufen. Die Sozialisten hatten 52. Die bürgerliche Mehrheit trat darauf ein, und es kam am 4. Februar 1985 zur Sondersession «Waldsterben». Kein Parlament der Welt hat sich so tief vor den Linken erniedrigt. Mit angeblich kranken Bäumen und dem Tod der Bannwälder in den Alpen wurde der baldige Untergang der Schweiz beschworen, wenn nicht mit einer sozialistischen Gesellschaft Gegensteuer gegeben werde. Schuld am angeblichen Waldsterben war das Auto. Mit Tempo

80/120 (ausserorts/Autobahnen) sollte der Wald gerettet werden: «Auch kleinste Massnahmen bringen in der Summe etwas», wurde gelogen. «Die Sturzfahrt ist in den freien Fall übergegangen!», qualifizierte Waldexperte Moritz Leuenberger die angebliche Katastrophe. Für mich und einige Freunde war das Mass voll: Am 25. Februar 1985 wurde die Schweizer Auto- partei gegründet. *Michael E. Dreher, Küsnacht*

## Fünf vor zwölf

Nr. 40 – «Verluderung der Demokratie»  
Kolumne von Christoph Mörgeli

Selbst viele überzeugte Befürworter glauben nicht mehr, dass diese Armee mit den heutigen Beständen die verfassungsmässigen Aufträge erfüllen könnte, weder bei akuter und landesweiter Bedrohung der inneren Sicherheit noch bei einer kriegerischen Bedrohung. Wie will man mit diesem Armeebestand die Bevölkerung und die lebenswichtigen Objekte bei Terrorgefahr landesweit schützen? Leider hege auch ich diese Befürchtungen, nicht zuletzt auch aufgrund eines Gutachtens der Uni St. Gallen. Es braucht eine fundamentale und rasche Reform der Armee mit einer massiven Stärkung der Miliz und eine Dezentralisierung des Führungsbereichs unter Einbezug der Miliz. Die Alarmglocke hat fünf vor zwölf geschlagen. *Simon Kückler, Steinen*

## Wir, das Kirchenvolk

Nr. 39 – «Ich bewundere den Langmut vieler Unternehmer» Interview mit Gottfried Locher

Der sachliche Beitrag in der *Weltwoche* war eine Wohltat. Hervorragend beleuchtet Gottfried Locher die wirtschaftlichen Fragen aus kirchlicher Sicht. Unbefangen, weil niemandem

mehr verpflichtet, geht er brennende Kirchenprobleme an, schlägt Lösungen vor, ohne die persönliche Freiheit einschränken zu wollen. Besten Dank für dieses gehaltvolle Gespräch. *Beatrice Trachsel, Fraubrunnen*

Ich kann mit Herrn Locher nicht einiggehen. Er sagt, die Kirche solle sich politisch nicht einmischen, und meint die Amtskirche, die Pfarrerinnen, die Pfarrer, die Bischöfe. Aber das Kirchenvolk sind wir, die gläubigen Christen. *Herbert Oberholzer, Rapperswil*

## Kulturgut

Nr. 39 – «Alte Schule»  
Videospiele-Rezension von Marc Bodmer

Dass unter der Rubrik «Literatur und Kunst» ein Artikel in der neuen Kategorie «Games» erschienen ist, freut mich sehr. Und ich hoffe, dass Games einen festen Platz in der *Weltwoche* erhalten. Ihre Zeitschrift zeigt damit korrekterweise, dass Videospiele einen festen Platz als Kulturgut verdient haben. Gerne erwarte ich weitere interessante Rezensionen zum epischen «Detroit: Become Human», dem eindringlichen «Spec Ops: The Line», dem etwas angestaubten, aber unvergleichlichen «Grand Theft Auto V» oder dem technisch erstklassigen «Flight Simulator 2020». Die Möglichkeiten sind unbegrenzt!

*Peter Ruoss, Präsident Vereinigung Game Rights, Niederglatt*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).





## Sabah al-Ahmad al-Dschabir as-Sabah (1929–2020) Ang Rita (1948–2020)



*Partnerschaften und Koalitionen:* Emir von Kuwait.

Keiner beherrschte im Mittleren Osten die hohe Kunst der Diplomatie vortrefflicher als Scheich Sabah, der Emir von Kuwait. Er verstand sich meisterlich darauf, Krisen mit dem in der Golfregion traditionellen «Nasenkuss» zu beenden. Bei regionalen Auseinandersetzungen vermied er es zudem, für die eine oder andere Seite Partei zu ergreifen. Eingeklemmt zwischen den beiden grossen Nachbarn – Irak im Norden und Saudi-Arabien im Süden –, war ihm klar, dass er auf Partnerschaften und Koalitionen angewiesen ist.

Pragmatisch setzte Sabah auf Konsens und suchte in einer Gegend, in der es von Rivalitäten und Feindschaften nur so wimmelt, wenn immer möglich nach einem gemeinsamen Nenner. So vermittelte er in den 1980er Jahren im libanesischen Bürgerkrieg oder setzte sich wiederholt für Waffenruhen im Jemen ein. Nach der iranischen Revolution, die er von Anfang an als Gefahr wahrnahm, profilierte er sich als treibende Kraft bei der Gründung des Golf-Kooperationsrates, zu dem sich 1981, als Gegengewicht zur Islamischen Republik, sechs Länder zusammenschlossen. Die Rolle des verantwortungsvollen Erwachsenen glückte ihm allerdings nicht immer. So konnte er 2017 nicht verhindern, dass Katar aus der von ihm vorangetriebenen Gemeinschaft der Golfstaaten ausgeschlossen wurde. Aber er setzte sich immerhin erfolgreich dafür ein, dass gegen Katar nicht militärisch vorgegangen wurde.

Keine Chance, einen schwelenden Grenzkonflikt mit Mitteln der Diplomatie zu lösen, hatte er gegenüber seinem aggressiven Nachbarn Saddam Hussein, dem irakischen Diktator, der 1990 in Kuwait einfiel. Grenzverhandlungen waren zuvor gescheitert. Sabah flüchtete wegen der Invasion nach Saudi-Arabien. Dank seiner diplomatischen Erfahrung und einem guten Netzwerk gelang es ihm, in der Region eine breite Unterstützung für eine von den USA angeführte Militäroperation zu mobilisieren, die als «Wüstensturm» in die Geschichte einging und das Emirat von den Invasoren befreite.

So weitsichtig seine Aussenpolitik war, so engstirnig war seine Wirtschaftspolitik. Anders als zum Beispiel Dubai oder Katar bereitete er sein Land, das sechs Prozent der bekannten Ölreserven kontrolliert, nur ungenügend auf eine Zukunft ohne fossile Brennstoffe vor. Vielleicht war er zu lange für die Aussenpolitik des ölverwöhnten Emirats aktiv gewesen, um sich eine Wirtschaft ohne das schwarze Gold vorzustellen. Als Spross einer Dynastie, die in Kuwait seit 250 Jahren das Sagen hat, war er bereits im Alter von 25 Jahren ein wichtiger Teil der Elite geworden. Bevor er im reichen Mini-Staat im Jahre 2006 den Thron besteigen konnte, hatte er während vierzig Jahren die Aussenpolitik des Emirats geprägt.

Gewiss, ein Demokrat war Sabah nicht. Aber er liess ein für den Golf beachtlich aktives Parlament zu und tolerierte eine im Vergleich zu vie-

len Nachbarn überdurchschnittliche Meinungsfreiheit. Wer dabei jedoch Grenzen überschritt, musste damit rechnen, dass der Emir ihm die Staatsbürgerschaft absprach. Denn das letzte Wort, so die klare Vorgabe im Vier-Millionen-Staat, hatte immer der Herrscher.

Der Emir sah sich als treuer Verbündeter Amerikas. Davon profitierten beide. So sind in Kuwait 13 000 US-Truppen stationiert, was es den USA ermöglichte, von Kuwait aus Afghanistan und den Irak anzugreifen.

Die exzellenten Beziehungen zu den USA sollten dem Emir in seinen letzten Wochen eine Hilfe sein. Ende 2019 erlitt er einen Schlaganfall. Als es im Sommer nach einem chirurgischen Eingriff zu Komplikationen kam, wurde Sabah, schwer angeschlagen, in einem fliegenden Krankenhaus der US Air Force von Kuwait nach Rochester geflogen. Er starb, 91 Jahre alt, in der Mayo Clinic, wo er zuvor hospitalisiert worden war.

*Pierre Heumann*



*Wegbereiter:*  
Sherpa Ang Rita.

Mit Ang Rita haben die Sherpas gezeigt, dass sie weit mehr sind als Hochträger. Heute sind viele von ihnen zu exzellenten Bergführern herangereift. Was vor hundert Jahren im Rahmen der ersten Everest-Expeditionen begann – Sahib und Sherpa als Herr und Knecht – hat sich verkehrt in Klient und Führer. Ohne die Hilfe der Sherpas läuft an den Achttausendern heute wenig oder nichts. Ang Rita war ein Wegbereiter dieser Entwicklung.

*Reinhold Messner*

# Testen bis zur vollständigen Verwirrung

Bundesrat Berset's Diagnosestrategie führt zu Desinformation und überhöhten Kosten.



**T**esten, testen, Massentestung: Bundesrat Alain Berset hat in Aussicht gestellt, in der Corona-Politik noch einen Zacken zuzulegen und die Untersuchungskapazitäten mit Blick auf die Grippesaison von rund 25 000 auf 50 000 Tests pro Tag zu verdoppeln. Zurzeit gibt es täglich um die 10 000 Tests, was bereits weit über dem Niveau der früheren Monate liegt. Gut so, ist der erste Gedanke, je mehr getestet wird, desto eher erhält man einen Überblick über die Ausbreitung des Virus und die Bedrohungslage.

Nein, nicht gut, unsinnig sei das, ist aus den Gesundheitswissenschaften zu hören. Schon die derzeitige Testintensität sei so hoch, dass sie höchstwahrscheinlich mehr Schaden als Nutzen bringe. Stefan Felder, Professor für Gesundheitsökonomie an der Universität Basel, hat auf dem Blog seiner Fakultät soeben dargelegt, dass eine Steigerung des Testens zu einer wahllosen und überbordenden Flut unbrauchbarer Diagnosen führen würde. Zitiert wird auch ein Übersichtsartikel in der Zeitschrift *The Lancet*. Die Behörden, so Felder, hätten einen wichtigen statistischen Zusammenhang übergangen, den der britische Pastor Thomas Bayes beschrieb und der schon 1764 publiziert wurde: die grundlegenden Proportionen und Wahrscheinlichkeiten im Auge zu behalten.

Gewiss, der gängige PCR-Labortest mache zunächst einen ziemlich zuverlässigen Eindruck. Er erkenne laut Literatur 83 Prozent der Virus-träger und 97,6 Prozent der Nichtinfizierten korrekt. Aber eben 2,4 Prozent nicht korrekt, diese würden fälschlicherweise auf Virus-positiv lauten. Ist das viel? Ja, wichtig seien eben die Proportionen: Die Gruppe der Infizierten

in der Schweiz laut Statistik jeweils nur etwa 0,04 Prozent (mit Dunkelziffer) der Bevölkerung aus. Der riesige, überwältigende Rest dagegen sei nicht angesteckt – und die 2,4 Prozent davon, die bei vollem Durchtesten fälschlicherweise als positiv erschienen, würden gut 60 Mal mehr ausmachen als die echten Infektionsfälle.

Ein positiver Testbescheid würde dann also nur mit der Wahrscheinlichkeit von etwa 1 zu 60 eine tatsächliche Ansteckung bedeuten. Anders gesagt: 60 Mal falscher Alarm auf einen Volltreffer, folglich dutzendfach überhöhte Isolations- und Quarantänekosten, eine Flut verwirrlicher Ansteckungsmeldungen, maximale Verunsicherung der Bürger. Statt das Testen auszuweiten, schlägt Felder eine Einschränkung auf die gravierenderen Fälle vor. Die kritische Diskussion der Tests und Teststrategien wird nun weltweit intensiver, wobei es in der Schweiz vom Bundesamt für Gesundheit und von der wissenschaftlichen Covid-Task-Force her noch ruhig bleibt.

## Maxon mit Weltallformat

Blickt man heute auf eine Omegauhr, denkt man unwillkürlich an das Aufsehen, das die Marke seinerzeit an den Handgelenken von Astronauten auf dem Mond erregt hat. Schweizer Spitzentechnik im Weltall. Heute müsste das Aufheben eigentlich noch viel grösser sein. Von Sachseln in Obwalden führen direkte Verbindungen ins Weltall. Der Motorenhersteller Maxon, der im vergangenen Jahrzehnt den Jahresumsatz auf gut 550 Millionen Franken verdoppelte und mit gut 3000 Mit-

arbeitern in über dreissig Ländern operiert, ist bei Weltraumexpeditionen in Sonnennähe oder auf dem Mars mit Antrieben an Bord, von denen das Gelingen wichtiger Missionen abhängt. Erstmals soll auf dem Mars ein Helikopter fliegen – Maxon liefert die kleinen Motoren dazu, die in dünner Atmosphäre und extremer Strahlung lange Zeit zuverlässig funktionieren müssen. Es gibt ein gewisses Grundvertrauen: Maxon ist bereits mit über hundert Antrieben etwa in Fahrzeugen oder Robotern auf dem Mars präsent, auch mit einem Motor, der statt der geforderten neun Monate dann fünfzehn Jahre lief. Aber noch spektakulärer sind eigentlich die Mikroantriebe des Unternehmens, die den Menschen speziell nahekommen, in medizinischen Produkten wie Pumpen, Bewegungshilfen oder Operationsrobotern, ja, die in Form von Implantaten sogar unter die Haut gehen.

## Coop gegen Genossenschafter

Der Detailhändler Coop gilt formell als Genossenschaft. Nun wollte die Genossenschaftsorganisation «Detailwandel» bei den Wahlen eigene Kandidaten in die Regionalräte bringen. Coop hat jedoch die Hürden dafür erhöht und verlangt für Kandidaturen mehr Unterschriften in kürzerer Zeit. «Detailwandel» kritisiert dies als Mangel an Demokratie. Das ist das Wesen einer Firma. Wer Coop wirtschaftlich führen will, kann nicht demokratische Mitbestimmung durch Leute zulassen, die gratis und unverbindlich Genossenschafter werden können und dann ihre Ansprüche ans Unternehmen stellen. Coop und Migros sind eben nicht wirklich Genossenschaften.



---

# LEADER

## Christoph Blocher

---



*Wie sage ich es meinem Kinde?* Kunstliebhaber Blocher.

«Nur die Sache – die Gewährleistung des Erfolges, das Ziel – interessiert.» *Seite 46*

«Wir gehen jedes Mal klüger heim, als wir gekommen sind.» *Seite 48*

«Als Unternehmer braucht man kein Geld. Dafür gibt es doch die Banken!» *Seite 50*

# Gute Führung macht alles leichter

Es gibt ein paar einfache Grundsätze, die überall funktionieren, in Unternehmen ebenso wie in der Familie.

*Christoph Blocher*

**W**er erschrickt nicht, wenn es um hochtrabende Einladungen für «Führungsseminare», «Managerschulungen» und Ähnliches geht. «Führung ist etwas für Spitzenmanager von Grossbetrieben, nichts für uns gewöhnlich Sterbliche», hört man oft. Das ist falsch, denn Führung ist wichtig für alle. Sie ist entscheidend für die erfolgreiche Bewältigung des Alltags.

Meine Mutter war eine einfache, kleine, bodenständige Frau, die – weil ihre Mutter krank war – als jüngste Tochter nach der obligatorischen Schulpflicht den kleingewerblich-bäuerlichen Haushalt zu betreuen hatte und deshalb weder einen Beruf erlernen noch eine schulische Weiterbildung geniessen konnte. Nach dem Tod ihrer kranken Mutter heiratete sie mit 22 Jahren den elf Jahre älteren Dorfpfarrer. Sie gebar elf Kinder, die sie im eigenen Haushalt mehr auf- als erzog.

Hier konnte ich erstmals lernen, was Führung heisst, indem ich meine Mutter oft beobachtete – der Vater widmete sich fast vollständig seinem aufreibenden Beruf –, wie sie die Probleme eines grossen Haushaltes erkannte, diese analysierte, Lösungsvarianten erarbeitete, plante und entschied. Es waren Haushaltsprobleme: Was tragen die Kinder in den nächsten Tagen? Was gibt's diese Woche zu essen? Wie teilt man das bescheidene Haushalts- und Zeitbudget ein? Wer erledigt die täglichen Aufgaben: Schuhe putzen? Wäsche? Kochen? Geschirr abwaschen? Betten machen? Schulbesuche bei den Kindern? Et cetera, et cetera.

Meine Mutter bewerkstelligte dies. Erst viel später merkte ich, dass sie eben über Führungsqualitäten verfügte. Problemanalysen, das Entwerfen von Lösungsvarianten, das Planen und Entscheiden beherrschte sie.

## Wie ein Foxterrier

General Eisenhower, der die Alliierten in fast auswegloser Situation gegen die anfänglich sehr erfolgreichen Achsenmächte zum Siege

führte, antwortete auf die Frage «Was ist Führung?» kurz und bündig: «Führen heisst planen und entscheiden.» Das gilt, ob in der Armee, der Wirtschaft, der Politik (hier besonders häufig vernachlässigt), ob im Vereinsleben, in der Schule, in der Familie, kurz: überall, wo geführt werden muss.

Doch gutes Planen und Entscheiden ist nur ein Teil erfolgreicher Führung. Darum antwortete Churchill, der ebenfalls in ausweg-



*Planen und Entscheiden:*  
mit Mutter Ida Blocher, 1992.

loser Situation politisch führte, auf die gleiche Frage: «Führen heisst, seine Untergebenen auf das gemeinsame Ziel einzuschwören, um mit diesen das Ziel zu erreichen.» Für Churchill wurde der gute Führer zum Foxterrier, der seine Leute zum Erfolg antreibt.

Und wieder erinnere ich mich an meine Kinderstube. Die Mutter bezog ihre Kinder – auch die Kleinsten – in ihre Beschlussfassung ein. Vertraute ihnen ihre Entscheide an, schwor die Kinder darauf ein, so dass wir Kinder spürten: Ohne uns kann die Mutter ihren Auftrag nicht bewältigen. Aber auch sie wusste aus Erfahrung, dass «Aufträge erteilen» (im Militär spricht man von Befehlsgebung) allein nichts nützt.

Die Kontrolle, ob es auch recht herauskommt, ist unabdingbare Voraussetzung, damit man noch richtigstellen – also korrigieren – kann.

Meine Mutter trug in ihrer Schürzentasche stets ein kleines Notizblöcklein und einen Bleistift und vermerkte die Kontrollen.

## Sträflich vernachlässigt

Ich selber kam – wie wohl die meisten Schweizer Männer – erstmals im Militär in eine aktive Führungstätigkeit. In der Unteroffiziersschule werden einem die drei K – Kommandieren, Kontrollieren, Korrigieren – eingebläut, auf dass man sie nie vergesse.

Doch ein Blick in den Alltag von Wirtschaft und vor allem Politik zeigt, dass das Kontrollieren und das Korrigieren sträflich vernachlässigt werden. Wie oft werden doch Milliardenausgaben beschlossen und diese Gelder dann in den Sand gesetzt. Kommt es aus, sind der Ausreden viele. Nur zur Einsicht, dass nicht kontrolliert und nicht korrigiert wurde, kommt es praktisch nie. Nach einer gründlichen Untersuchung des Swissair-Untergangs bin ich zum Schluss gekommen, dass, wenn die drei K befolgt worden wären, der Untergang der Swissair nicht erfolgt wäre.

Was sagt die Wissenschaft? Eine amerikanische Studie kam zum Schluss, dass 80 Prozent der nicht erfüllten Aufträge deshalb nicht erfüllt wurden, weil die Mitarbeiter den Auftrag nicht oder falsch verstanden hatten und dies niemand bemerkte, weil die nachträgliche Kontrolle und als Folge auch die Korrektur ausblieben.

Gute Führung ergibt sich nicht durch eine richtige Führungstechnik, sondern aus einer inneren Grundhaltung. Wenn diese stimmt, stimmt auch die daraus entstandene Führungstechnik. Diese innere Grundhaltung muss zuerst anerkennen, dass ein Vorgesetzter immer auch Untergebener ist. Jeder Vorgesetzte ist Auftragsempfänger und Auftraggeber.

Wenn ich verschiedene sehr erfolgreiche und führungsstarke Persönlichkeiten, die ich in meinem Leben erlebt habe, analysiere, ist dies die entscheidende Führungsvoraussetzung. Sie führt zu einer Demut – gegenüber der Sache





*Innere Grundhaltung:* Unternehmer und Politiker Blocher mit Gattin Silvia.

und nicht so sehr gegenüber Personen. Wo geführt und Verantwortung getragen wird, ist das entscheidend.

### **Viel mehr Durchsetzungskraft**

Wer die Lebenswirklichkeit erkennt, dass für den Erfolg das Einschwören auf den Auftrag bestimmend ist, wird auf die Auftrags Erfüllung sein ganzes Augenmerk richten. Im Vordergrund steht: Wie sage ich es meinem Kinde?

Darum habe ich mir selbst folgendes Schema angeeignet und meinen Untergebenen in Wirtschaft, Politik, Armee, Familie – kurz: überall, wo ich mit Mitarbeitenden die Zielerreichung gewährleisten musste – weitergegeben: Am Anfang jeder Auftragserteilung (beziehungsweise Befehlsausgabe) hat der Auftraggeber (oft Chef genannt) seinen Untergebenen (meist ungenau Mitarbeiter genannt) als Erstes bekanntzugeben, was sein eigener Auftrag ist und worum es geht.

Ich habe mir als Vorgesetzter in zahlreichen Führungsfunktionen den Grundsatz, zuerst den Untergebenen zu orientieren, das heisst ihm meinen eigenen Auftrag bekanntzugeben, als festen Bestandteil angeeignet und dadurch viel mehr Durchsetzungskraft erworben. Und dann habe ich dies auch von

allen untergebenen Führern verlangt. Doch leider zeigt der Alltag, dass die meisten Vorgesetzten meinen, der direkte Auftrag (beziehungsweise Befehl) an die Mitarbeiter sei das Wesentliche («Hole das!» «Erledige das!» «Mach das, bis dann!»). Dabei ist die Orientierung über den eigenen Auftrag und die eigene Absicht viel entscheidender. Namentlich gute Mitarbeiter können bei fehlendem direktem

### *Jeder Vorgesetzte ist Auftragsempfänger und Auftraggeber.*

Auftrag auch gute Erfolge erzielen, wenn sie nur schon den genauen Auftrag ihres Chefs kennen.

Ist dieser nicht bekannt, nützt in einer anspruchsvollen Lage der eigene Auftrag beziehungsweise Befehl wenig. Trotzdem fehlt in überwiegender Zahl der Auftragserteilung gerade die Orientierung der Untergebenen über den eigenen Auftrag und die eigene Absicht. Dies hat viel mit Egoismus, Prestige und Konkurrenzdenken zu tun.

Wenn man die Abläufe nicht kontrolliert, weiss man nicht, ob etwas ordnungsgemäss ab-

läuft und ob das Ziel erreicht werden kann. Oft heisst es, Vertrauen sei besser als Kontrolle. Und vielerorts glaubt der Kontrollierte, man kontrolliere ihn, um herauszufinden, ob er Fehler mache und ob er fähig genug sei.

### **Verseuchtes Klima**

Kontrolle wird so zu einem moralischen Akt. Das ist verheerend. Der Kontrollierte beschönigt dann die Sache, stellt sich besser dar und handelt nach dem Grundsatz: Lass Dich nicht erwischen! Das ist die Folge eines falschen Führungsklimas.

Dieses ist vielerorts moralisch verseucht, so dass nicht der Auftrag, nicht die Sache, sondern der Mensch im Mittelpunkt steht. Ein solches Klima muss zugunsten einer erfolgreichen Führung geändert werden – von oben! Die Leute müssen merken: Man kontrolliert, ob der Ablauf erfolgreich ist und ob der Mitarbeiter den Auftrag richtig verstanden hat beziehungsweise ob ich – als Vorgesetzter – den Auftrag verständlich formuliert habe.

Nur die Sache – die Gewährleistung des Erfolges, das Ziel – interessiert. Das muss zur gemeinsamen Führungsphilosophie von Chef und Mitarbeitern werden. Das gibt erfolgreiche Unternehmen.

# Die Kraft des Überzeugens

Christoph Blocher hat die SVP gegen Widerstand von innen und aussen zur stärksten Partei des Landes gemacht. Nicht mit Befehlen oder dem Portemonnaie, sondern mit Argumenten.

*Christoph Mörgeli*



*Stabilisator, kein Spaltpilz: Visionär Blocher.*

**D**er Verfasser dieser Zeilen war 1977 entschieden dagegen, dass Christoph Blocher das Präsidium der Zürcher SVP übernahm. Ein Industriemanager mit Chauffeur – so befand der damals Sechzehnjährige – eigne sich nicht zur Führung einer mittelständischen Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei. Nach dem Einsenden eines geharnischten Leserbriefs an die Parteizeitung überzeugte Kandidat Blocher den Kritiker Mörgeli in einem Gespräch, dass er vollkommen auf dem traditionellen, liberalkonservativen Boden der SVP stehe. Doch gelte es, dieses Gedankengut nicht bloss auf die Landwirtschafts- und die Militärpolitik zu beschränken. Vielmehr müsse sich die Partei auch in die Aussenpolitik, die Wirtschaftspolitik, ja selbst in die Bildungs- und Gesellschaftspolitik einbringen.

An der Delegiertenversammlung vom 10. Mai 1977 gingen die Wogen hoch. Die meisten Redner sprachen sich energisch gegen Christoph Blocher und für den bäuerlichen Gegenkandidaten aus. Als die Uhrzeiger gegen

Mitternacht rückten, verlangte Blocher das Wort und erklärte, man müsse jetzt dringend zur Abstimmung schreiten. Denn er wolle mit seiner Frau heimfahren, da sie ein Kind stillen müsse, das sonst verhungere. Die verbissene Stimmung wich befreitem Gelächter, und Blocher wurde mit 223 gegen 56 Stimmen gewählt.

## Unterstützung der Bürger gewinnen

In seiner Dankesrede stellte Blocher seine Sicht vor: Die SVP müsse ihre Orientierungskrise und den Zank über Organisatorisches, Stil und Führung beenden. Entscheidend sei die inhaltliche Substanz, und diese sei per sofort unter Einhaltung der bisherigen Marschrichtung ins Volk hinauszutragen. Es gehe nicht um eine Krise der Partei, sondern um eine solche der Schweiz und der Welt. Nicht nur im kommunistischen Osten drohe Gefahr, auch hierzulande seien wir auf dem Weg zu «einer Gesellschaft von Staatspensionären».

Weil sich der junge Kantonsrat Christoph Blocher gegen das Planungs- und Baugesetz

wandte, verlangte Regierungsrat und Parteikollege Alois Günthard Blochers Ausschluss aus der Fraktion; fortan blieb er deren Sitzungen aus Protest mehrere Monate lang fern. Nach einer eingehenden Aussprache mit Blocher erklärte derselbe Baudirektor Günthard später, Blocher sei der einzige Kantonsrat, der etwas von Raumplanung verstehe.

In der Folge überzeugte der frischgebackene Parteipräsident sämtliche Gremien, den «Sumpf der Mitte», wohin die anderen bürgerlichen Parteien hinstrebten, zu meiden. Denn diese Mitte könne sich nicht selber definieren, sondern werde immer durch die Pole bestimmt. Er schwor die Amtsträger aller Stufen darauf ein, die SVP-Grundsätze mit mehr Mut und Zivilcourage zu vertreten und an die Bürgerinnen und Bürger zu denken statt an sich selber. Nur so werde sich der Erfolg wieder einstellen.

Die Zahl der Aktivitäten und Veranstaltungen vervielfachte sich. Wo immer Blocher auftrat – und kein Anlass war ihm zu gering –, hielt er



eine politische Ansprache und betonte die Bedeutung der Schweizer Staatssäulen, nämlich die Unabhängigkeit, die dauernd bewaffnete Neutralität, die direktdemokratischen Bürgerrechte, den Föderalismus und die Marktwirtschaft. In der Parteiarbeit achtete er zwar auf eine effiziente Führung, liess aber jedermann ausgiebig reden und setzte durch, dass weder die Parteileitung noch der Vorstand oder die Delegierten überfahren wurden. Vor entscheidenden Abstimmungen wurde ausgiebig gestritten – und zwar nicht nur parteiintern, sondern regelmässig mit den besten Vertretern der Gegenpositionen aus anderen Parteien. Gerade diese internen Konfrontationen sorgten danach für Klärung und einen geradlinigen Kurs.

### Oft in aller Herrgottsfrühe

Die volle Aufmerksamkeit Blochers galt den politischen Sachfragen, während ihn Personelles weit weniger interessierte. Dabei ging es ihm bei der Lösung von Problemen aller Stufen – genau wie im Unternehmen – jederzeit darum, den unbefriedigenden Ist-Zustand in den zu erstrebenden Soll-Zustand überzu-

Wenn Christoph Blocher die Zürcher SVP von einer Kursänderung überzeugte, dann war es bei der Entsorgung des überlieferten bäuerlich-gewerblichen Feindbilds von Grosskapital und globalen Konzernen. «Wir werden den Finanzplatz Schweiz nicht gegen den Werkplatz Schweiz ausspielen», beschwor er die Delegierten. «Wir wissen, dass das eine ohne das andere nicht leben kann. Beides zu erhalten, ist unser Ziel.» 1982 übernahm Blocher die Ems Chemie AG als Mehrheitseigentümer, was zu einem der grössten Erfolge der Schweizer Industriegeschichte führte. Blocher vermochte auch die Wirtschaft von den Zielen der SVP zu überzeugen, speziell 1986 beim Nein zum Beitritt zur politischen Uno.

Der Kampf gegen den Beitritt zum EWR bedeutete 1992 einen kräfteaubenden Feldzug, um dem Schweizer Volk den als falsch beurteilten Weg der Anbindung an die Europäische Union vor Augen zu führen. Materiell konnte Blochers Lager den Befürwortern aus Wirtschaftsverbänden, Gewerkschaften und allen anderen Bundesratsparteien wenig entgegensetzen. Aber die von ihm angestossenen Diskussionen bewegten die Bürger, deren Familien, die Ver-

sorgfältig eingefädelte Beeridigung des geplanten Atomkraftwerks Kaiseraugst. In zahlreichen geheimen Gesprächen gewann er wichtige Wirtschaftsexponenten und bürgerliche Politiker, um das längst zur Leiche gewordene Projekt zu entsorgen. Als die Swissair ins Trudeln geriet, überzeugte er seine schwankende Partei, keine Staatshilfe zu gewähren, da es sich um ein normales Unternehmen handle, nicht um ein nationales Symbol oder um eine Pflünder für parteipolitischen Filz.

### Einstimmiger Beschluss

Die Wahl von Christoph Blocher in den Bundesrat gelang nur, weil er die meisten Fraktionen überzeugen konnte, dass der wählerstärksten Partei aus Gründen einer stabilen Konkordanz zwei Vertreter zukämen. Für eine knappe Mehrheit war er 2003 im Gefängnis der Landesregierung besser gebändigt als in der Rolle eines Oppositionsführers. Nun verkörperte aber Blocher nicht einfach eine von sieben Stimmen. Indem er die Geschäfte gründlich diskutieren wollte und seine Kollegen von seiner Ansicht überzeugte, wurde Blochers Stimme oft zur Mehrheit. So argumentierte er im Bundesrat in-



führen. Doch worin lagen die Qualität und die Kraft seiner Argumente? Hauptsächlich wohl darin, dass er entgegen dem Zeitgeist, entgegen der Auffassung der Eliten unablässig die Bedeutung der hiesigen Institutionen verteidigte. Glaubwürdigkeit verlieh ihm, dass er dabei auch schwere persönliche Nachteile in Kauf nahm, etwa den Rauswurf aus dem Verwaltungsrat der Schweizerischen Bankgesellschaft (heute UBS).

Die Parteileitungssitzungen, oft in aller Herrgottsfrühe angesetzt, wurden für die teilnehmenden Handwerker, Akademiker, Angestellten und Bauern gleichermaßen zum Ereignis. «Ich wollte eigentlich dafür stimmen, aber Blocher hat so starke Argumente dagegen gebracht, dass er mich schlussendlich überzeugt hat», erzählte mir einst ein bestandener Landwirt aus dem Zürcher Oberland. Er und alle anderen Teilnehmer freuten sich auf die Treffen, weil sie vom Präsidenten enorm viel erfahren und lernen konnten. «Wir gehen jedes Mal klüger heim, als wir gekommen sind. Und wir haben obendrein viel zu lachen», fügte er an.

eine und die Firmen. Per Befehl und mit schnarrendem Kommandoton hätten sich nicht 79 Prozent der Wahlberechtigten an die Urnen bemüht. Es war ein freiwilliger Akt aufgrund von Überzeugungen, die durch das Abwägen der Argumente zustande kamen. Argumente, die Blocher an 200 Veranstaltungen – oft in Streitgesprächen – in die Bevölkerung hinaustrug.

### Freund und Feind überrascht

Mit Argumenten eroberte die Zürcher SVP unter dem Präsidium von Christoph Blocher allmählich die SVP Schweiz. Auch viele frühere katholisch-konservative Wähler stiessen zur SVP, genau wie zahlreiche Arbeiter der Privatwirtschaft, die mit der SP als Partei von Akademikern und Staatsangestellten wenig anfangen konnten. Blocher überzeugte seine Partei, sich aller Angriffe auf die Konkurrenten zur Rechten wie Autopartei und Schweizer Demokraten zu enthalten. «Eine Tante, die man beerben will, muss man gut behandeln», pflegte er zu sagen.

Einen Coup, der Freund und Feind überraschte, bedeutete die von Christoph Blocher

tensiv, um der Swisscom eine abenteuerliche Einkaufstour in Irland zu verbieten – was schliesslich zum einstimmigen Beschluss wurde. Und er schmiedete eine Allianz mit FDP und CVP, um 2006 das neue Asylgesetz durchzubringen.

In den vier Jahren von Blochers Tätigkeit im Bundesrat unterlief der Landesregierung kein entscheidender Fehler. Entgegen landläufigen Einschätzungen wirkte Blocher im Gremium nicht als Spaltpilz, sondern als Stabilisator. Trotzdem wurde er nach vier Jahren abgewählt, wohl auch deshalb, weil seine politischen Erfolge in der auf Machtskepsis codierten Schweiz als Bedrohung empfunden wurden. «Blocher führte selbstverständlich das Justizdepartement als Profi tadellos. Das Handwerkliche beherrscht er aus dem Effeff.» Diese Einschätzung stammt nicht vom SVP-Pressedienst. Sondern vom kürzlich verstorbenen SP-Doyen Helmut Hubacher.

Christoph Mörgeli: Bauern, Bürger, Bundesräte. Hundert Jahre Zürcher SVP (1917–2017). Orell Füssli, 2017. 752 S., Fr. 58.–

# Wie Blocher die Ems wieder aufbaute

Milliardär Max Schmidheiny riet dem mittellosen Christoph Blocher zum Kauf der Ems-Chemie. Diesem gelang mit Wagemut, Berechnung und Glück die kurvenreiche Fahrt nach oben.

Karl Lüönd

Christoph Blocher konnte die Ems-Chemie zum Erfolg führen, weil er von Kunststoffchemie nicht allzu viel verstand, dafür viel von Menschen. Als Laie stellte er den Experten die richtigen Fragen und handelte dann konsequent. Und er verstand es, seine Mitarbeiter auf die kurvenreiche Fahrt nach oben mitzunehmen.

Als Blocher 1983 zum ersten Mal als Eigentümer-Unternehmer vor seine Mitarbeiter trat, war er stark verschuldet. Deshalb trug er an diesem Tag seine Militärschuhe, um allen bildhaft vorzuführen, dass der Weg steinig werden würde. Am Schluss seiner Ansprache sagte er: «Jetzt geht alle *chrampfen*, damit ich meine Zinsen bezahlen kann!»

Schon als angestellter Direktionspräsident und 1978, ein Jahr vor dem Tod des Firmengründers Werner Oswald, berief er die erste Bilanzpressekonferenz in der Geschichte der Firma ein. Dabei waren die Zahlen miserabel. Der Umsatz stagnierte, der Cashflow erreichte magere 6,8 Prozent. Oswald hatte zwar die Umwandlung des Konzerns von der Kunstfaserproduktion zu den technischen Kunststoffen vorbereitet, aber viel zu langsam umgesetzt.

Blocher machte Tempo, verschlankte die Organisation und investierte in Anlagen zur Herstellung der neuen Polyamid-Werkstoffe. Doch 1981/82 gab es wegen des starken Frankens nochmals einen Rückschlag. Das Eigenkapital betrug gerade noch 15 Prozent. Im Oktober 1982 der Paukenschlag: Ems zahlte erstmals keine Dividende mehr. Kurssturz!

## Haus bis zum Dachfirst verpfändet

Seit 1980 hatte Blocher den Auftrag von den Oswald-Erben, einen Käufer für Ems zu suchen. Aber in der Chemie-Welt erntete er nur Ablehnung. Alle grossen Player hatten das Dossier auf dem Tisch: Akzo, ICI, DuPont, BASF. Der heisseste Interessent war General Electric. Doch der berühmte Konzernchef Jack Welch wollte die Hälfte der Belegschaft entlassen.

Den Ausschlag gab wohl ein Besuch der Ems-Delegation (Christoph Blocher, Finanzchef Karl Imhof, Anwalt Paul Maier) bei Rhône-Pou-

lenc in Paris im Frühjahr 1983. Als die hochmütigen Franzosen noch Geld für die Sozial- und Schliessungskosten verlangten, brachen die Schweizer die Verhandlungen ab. In der Abflughalle sagte Paul Maier: «Wenn die Bude nichts mehr wert ist, können auch wir sie übernehmen!»

Imhof und Maier bestätigen noch heute, dass sie nicht die Courage hatten, mit eigenem Geld einzusteigen.

Als der Zeitdruck stieg, ging Blocher zu Max Schmidheiny unter dem Vorwand, einen Rat zu erbitten. In Wirklichkeit hoffte er, Schmidheiny würde Ems kaufen. Der winkte ab und fragte Blocher: «Warum kaufen Sie die Firma nicht selber?»

«Ja, womit denn? Ich habe doch kein Geld.»

Und die unnachahmliche Antwort des Milliardärs: «Als Unternehmer braucht man kein Geld. Dafür gibt es doch die Banken!»

Blocher beschloss, aufs Ganze zu gehen. Er verpfändete sein Haus bis zum Dachfirst. Ehefrau Silvia war dagegen. Was würde aus der Familie werden, wenn ihrem Mann etwas zustiesse? Das Paar hatte vier Kinder.

Federführend bei den Verkaufsverhandlungen war die Grossbank SBG. Sie war alles andere als erpicht darauf, neue industrielle Risiken zu übernehmen, denn sie steckte mitten

in der Sanierung der Uhrenindustrie. Es gibt Anzeichen dafür, dass Blocher als listiger Politiker auch die Möglichkeit angetönt hat, dass ein paar Hundert arbeitslose Bündner an der Bahnhofstrasse aufmarschieren könnten.

## Strategie funktionierte sofort

Blocher konnte Ems zu einem günstigen Preis kaufen, übernahm aber mit dem hochverschuldeten Unternehmen enorme Risiken. Sein Glück war, dass die Kunststoffstrategie sofort funktionierte und die Ems-Aktie noch im Jahr des Verkaufs (1983) von 500 auf 1090 Franken stieg. Dank einer von Paul Maier verhandelten Klausel im Übernahmevertrag konnte er sofort aus dem Vertrag aussteigen, wenn er anderswo günstigere Zinsen erhielt. Die Zürcher Kantonalbank tat ihm den Gefallen.

Mit dem geglückten Turnaround wuchs Blochers Reputation als Unternehmer und sein Kredit. Er sicherte den spektakulären Erfolg von Ems sofort ab, indem er die Togo-Gruppe übernahm und damit in Richtung Autoindustrie diversifizierte. Und wenn der Westen schon seine Kunstfaserindustrie hängenliess, weil die Chinesen das Endprodukt billiger lieferten, verkaufte halt die Engineering-Tochter Ems-Inventa den Chinesen schlüsselfertige Polyesterfaserfabriken gleich dutzendweise. 1987 kam die sanierungsbedürftige Sprengstofffabrik Dottikon dazu, die auf die Herstellung von Zwischenprodukten für die Pharmaindustrie umgestellt wurde.

Immer wieder wurde behauptet, Blocher habe die Oswald-Erben, die ihre Vermögenssteuern kaum mehr bezahlen konnten, ausgehungert, um die Firma billig übernehmen zu können. Dagegen stehen nicht nur die noch lebenden Zeugen Imhof und Maier, sondern auch der Miterbe Christoph Oswald, der zur Zeit des Verkaufs Generalsekretär von Ems war. Er betonte, dass nur Blocher Gewähr für die Erhaltung der Arbeitsplätze in Graubünden geboten habe.

Karl Lüönd: Erfolg als Auftrag – Ems-Chemie. Die Geschichte eines unmöglichen Unternehmens. Stämpfli, 2011. 168 S., Fr. 39.90



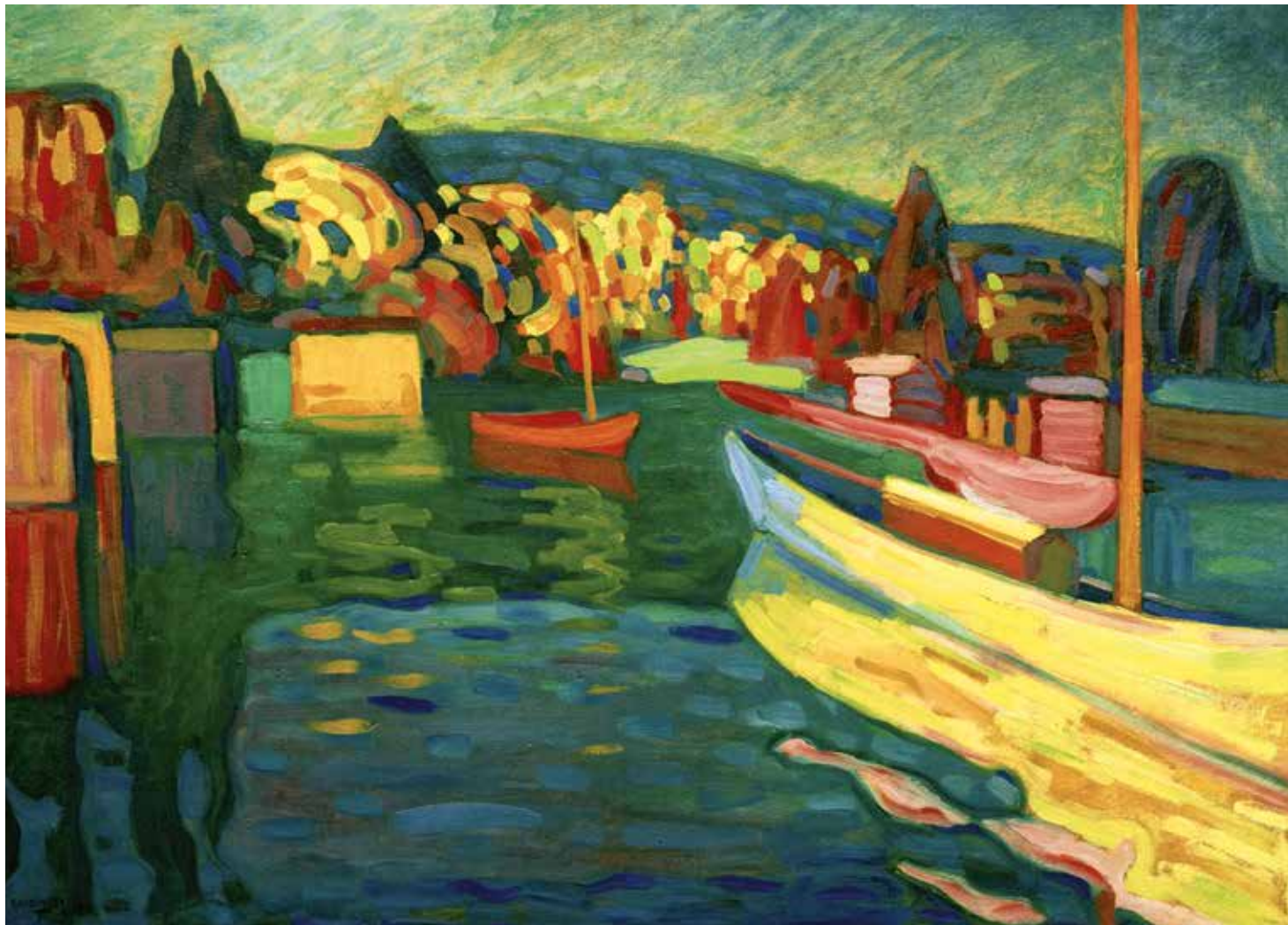
„Na, was gibt's denn heute Feines?“



# LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Die Ausstellung  
«Street. Life.  
Photography»  
verzaubert den Alltag.  
*Rolf Hürzeler, Seite 60*



*Die fraglose Schönheit der Welt.*

**Herbstlandschaft mit Booten, Wassily Kandinsky, 1908** — Es gibt diese unbeantwortbaren Fragen. Eine ist: Warum ist die Welt, alles in allem und dort, wo der Mensch nicht allzu sehr wütet, so fraglos schön? In dieser ganzen dunklen Landschaft des Universums funkelt sie wie eine schimmernde Perle aus einer andern Welt. Sie ist Augenschmaus und Seelenpflaster mit ihrem Licht, ihren Erhebungen und Senkungen, ihren Meeren, ihrer Üppigkeit und ihrer Nacktheit, ihren Gerüchen, ihren Winden, ihrem Atem, ihrem Leben.

Vielleicht gibt es doch eine Antwort. Sie ist es, weil es einen Schöpfer gibt. Nicht unbedingt einen Gott, nur einen Schöpfer. Einen, der Mit-

leid hatte und der all der Vergeblich- und Vergänglichkeit einen Trost entgegenstellen wollte; eine Welt, die verzaubern kann und verzaubern und erlösen, zumindest für Augenblicke, wenn die schönen Bilder der Welt ihr Dunkel für einen Augenblick vergessen machen.

Wassily Kandinsky (1866–1944) war im Rahmen des Möglichen ein glücklicher Mensch. Er hatte Geld, eine Bestimmung, eine Obsession für Farben, ein Gespür für Schönheit; und obwohl er keine Laster in sich trug, die ihn verzweifeln liessen, kam er dem Geheimnis der Schönheit und der Harmonie von allem so nahe, dass er es, nachdem er etwa der Anmut eines Herbstes eine Seele gegeben hatte, auf

seinen Nukleus abstrahieren konnte. Es war, als ob er die unangenehmen Zwischentöne der Musik der Welt eliminierte und eine reine Komposition schuf.

Jetzt, da der Herbst mit seinem vergänglichen Blüten Einzug gehalten hat und erinnert, dass die Hülle der Welt wie ein Blatt ist, das sich selbst überlassen im inzwischen zerrenden Menschenwind flattert, in diesen Tagen, wenn sich Schatten auf die Sonnenuhren legen, ist es nicht verkehrt, die Augen zu öffnen und einzutauchen in die Offenbarungen der Schöpfung. Und den Wind des Menschen zu hinterfragen.

*Michael Bahnerth*

# Hegel und die Schweizer Berge

Der deutsche Gross-Philosoph, vor 250 Jahren geboren, war kein Naturfreund. Dennoch wurde sein Denken massgeblich von einer Wanderung beeinflusst – in den Berner Alpen.

Otto A. Böhmer

G. W. F. Hegel: Hauptwerke  
in sechs Bänden. Meiner. 3274 S., Fr. 214

**G**eorg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831) war ein Spätentwickler. Als ältestes von drei Kindern einer schwäbischen Beamtenfamilie behielt er den Status, der Älteste zu sein, lange bei: Während des Studiums der Theologie am Tübinger Stift, wo er sich mit Schelling und Hölderlin anfreundete, verpasste man ihm den Spitznamen «der Alte», und auch später als Professor der Philosophie war er deutlich älter als die meisten seiner Kollegen. Hegel glich dieses Manko durch zähe Beharrlichkeit aus; seine Stärke war, dass man ihn gerne unterschätzte. Nach dem Studium verdingte er sich als Hauslehrer in Bern und Frankfurt a. M., avancierte dann, auf Empfehlung des (fünf Jahre jüngeren) Schelling, zum Professor in Jena und sah sich anschliessend, aufgrund der politischen Umstände, zu einem Orts- und Berufswechsel gezwungen: Er wurde erst Chefredaktor der *Bamberger Zeitung*, danach Rektor am Egidiengymnasium in Nürnberg.

In der Folge begann Hegels eigenartiger Weg in den Ruhm: Man berief ihn (1816) zum Professor in Heidelberg, wo er zwei Jahre lang lehrte; den Rest der ihm vergönnten Zeit verbrachte er in Berlin – als Deutschlands bekanntester Philosoph, dessen Veranstaltungen alsbald Kultcharakter bekamen, obwohl er wahrlich kein grosser Redner war. «H. sprach nicht glatt, nicht fliessend», hielt ein Zuhörer fest, «fast bei jedem Ausdruck krächzte er, räusperte sich, hustete, verbesserte sich ständig.» Er starb an den Nachwirkungen einer Cholera-Epidemie, die Berlin heimgesucht hatte.

## Beamter der Philosophie

Hegel brachte der Philosophie einen Ordnungssinn bei, der ihr zuvor bei Kant schon nahegelegt worden war; dieser Ordnungssinn wurde nun systematisiert und zum grossen Ganzen aufgerundet. Eine solche Unternehmung konnte wohl nur von einem sehr deutschen Philosophen, einem wagemutigen Beamten

der Philosophie in Angriff genommen werden, wobei Hegels Denkansatz, «die Gedanken Gottes vor der Schöpfung» zu denken, bereits eine vom Tiefsinn ummantelte Ungeheuerlichkeit darstellt: In seinem System sollten diese Gedanken zu höchster Vernünftigkeit und zum Abschluss eines Selbsterkennungsprozesses gelangen, dessen eigentliche Antriebskraft der «Geist» ist. Geist findet vorwiegend im Bewusstsein statt; er bildet die unendliche Vielfalt der Gedankenwelt im Kopf, deren andere Seite, die Realität, das Objektivtätige, von Hegel keineswegs geleugnet wird.

Die Wirklichkeit jedoch bedarf immer eines Wissens, um zu sich selbst zu kommen; erst als gewusste Wirklichkeit ist sie «vernünftige» Wirklichkeit. Hegel, ein versierter Dialektiker, hantiert meisterhaft mit Gegensätzen, die er methodisch in den Prozess eines Denkens integriert, das alles formt und bestimmt. Subjektiver und objektiver Geist, individuelles und überindividuelles Bewusstsein gehen ineinander über, so dass der Einzelne immer nur ein Rädchen bleibt im Gang der abschnurrenden Weltgeschichte, die als geistiges Monumentalgeschehen vom Anbeginn aller Tage bis zum Schöpfungsende reicht. Das Individuum ist kaum mehr als ein Bewusstseinträger, dessen

Wert sich an seinesgleichen, d. h. an unendlich vielen anderen kleinen Bewusstseinträgern bemisst; seine persönliche Befindlichkeit, sein Glück und sein Behagen interessieren nicht, weshalb Hegel auch schreiben kann: «Die Weltgeschichte ist nicht der Boden des Glücks. Die Perioden des Glücks sind leere Blätter in ihr ...»

## Zwei Seelen

Hegel ist in seiner ganzen überschäumenden Biederkeit, in der gleichwohl auch immer das Unerhörte mitschwingt, eine der seltsamsten und zugleich interessantesten Figuren der

*Im Übrigen konnte Hegel bei guter Tagesform auch die knappe, pointierte Form bedienen.*

Philosophiegeschichte. Kein anderer Philosoph hat es gewagt, die Welt derart rigoros in Gedanken zu pressen, und bei keinem anderen Philosophen liegt das Grossartige, Gewaltige so nah am Gemütlichen wie bei Hegel.

Zwei Seelen, könnte man sagen, wohnten in seiner Brust, woraus sich, bedenkt man in diesem Zusammenhang noch Hegels regelmässigen Weinkonsum, eine steile These ableiten liesse: Es gab womöglich zwei Hegel in einem, den Abenteurer des Geistes und den Bürger, der sich zufrieden im Ruhm einhauste; ein Hegel & Hegel also, der seine Dialektik verinnerlichte und leibhaftig werden liess. Im Übrigen konnte Hegel, dessen Schriften nicht gerade spannend sind, bei guter Tagesform auch die knappe, pointierte Form bedienen; dann gelangen ihm Einsichten wie «Erkennen wollen, ehe man erkenne, ist ebenso ungereimt wie schwimmen zu lernen, ehe man sich ins Wasser wage» oder die feine Rede vom «Zerfliessen der wirklichkeitslosen schönen Seele in sehnsüchtiger Schwindsucht».

Hegels philosophisches Schlüsselerlebnis war eher unauffällig und fand in den Schweizer Bergen statt: Im Sommer 1796 unternimmt er mit drei anderen Hauslehrern eine vierzehntägige Wanderung durch die Berner Ostalpen.







*Das Wahre ist das Ganze:* Dialektiker Hegel.

Für seine Begleiter gilt dieser Marsch durch eine eindrucksvolle Landschaft als Urlaub; Hegel indes muss sich zwingen, an der Wanderung teilzunehmen. Er hat zur Natur keine Beziehung; der Naturschwärmerei, die in jenen Tagen in Mode kommt, kann er nicht viel abgewinnen. Dennoch führt er ein Reisetagebuch, das seine Eindrücke festhält. Hegel gibt sich Mühe, in Begeisterung zu geraten, aber es will nicht recht gelingen. Er ahnt noch nicht, dass die widerstreitenden Überlegungen, die in ihm kreisen, bereits einen stillen Erkenntnisprozess in Gang gesetzt haben, aus dem ihm dann, eher beiläufig, eine Einsicht zufällt, die so überzeugend werden wird, dass sie sich zur treibenden Kraft für sein Philosophieren aufwerfen kann. Die Wanderung der vier jungen

Männer führt zunächst vom Thunersee aus in Richtung Grindelwald. Die Gletscher, die es damals noch gab, beeindruckten Hegel nicht: «[...] ihr Anblick bietet weiter nichts Interessantes dar. Man kann es nur eine neue Art von Sehen nennen, die aber dem Geist schlechterdings keine weitere Beschäftigung gibt, als dass ihm etwa auffällt [...] dass dieser Anblick weder etwas Grosses noch Liebliches hat [...]»

#### Natur als Durchgangsstadium

Hegel orientiert sich bevorzugt am Geist, der für ihn inzwischen etwas Unwiderstehliches hat. Der Geist braucht Arbeit, er ist in Bewegung, will seine Beweglichkeit am Anschauungsmaterial umsetzen, das sich ihm gegenüberstellt. Die Berge erweisen sich dafür

allerdings als untauglich; sie stehen da in steinerne Massigkeit, verdecken den Himmel, auch den Himmel des Geistes, der sich erst, wenn man ihm auf die Sprünge hilft, ins Unendliche ausspannt. Dem Wanderer Hegel dämmert die Einsicht, dass er den Geist, will er ihm Lebendigkeit und Gestaltungskraft belassen, aus den Naturgegebenheiten heraushalten muss.

Geist und Natur nämlich, als elementare Bestandteile der Schöpfung, passen im Menschen, der ja selbst eine Art Zwitterwesen ist, das seine Kreatürlichkeit mit dem ihm zugewachsenen Denkvermögen in Einklang zu bringen hat, nicht recht zusammen; er sieht sich veranlasst, in seiner Selbstbestimmung entweder das eine oder das andere Element stärker zu berücksichtigen. Hegel entscheidet sich für den Geist und gegen die Natur; diese Entscheidung fällt früh, und sie entspricht seinem Naturell. Die Wirklichkeit sprengt die ihr zugemuteten Begriffe; sie lässt sich zwar verstehen, aber nicht bändigen. Bei genauerem Hinsehen erweist sich jeder Begriff als zu klein für das, was er fassen soll – immer überwiegt das Wirkliche, das Objektive. Hegel jedoch ist nicht bereit, einen solchen Schluss zu ziehen. Er hat sich, und dies scheint unverrückbar zu sein, auf die Seite des Geistes geschlagen: Die Natur, so wird er später dekretieren, ist für den Geist nur ein Durchgangsstadium; in ihr ist er ausser sich und muss zu sich selbst zurückfinden.

#### Blasen an den Füßen

Als die Wanderung endet, ist Hegel froh. Die ausgedehnte Bergtour hat ihm neben vielen Blasen an den Füßen vor allem eine Erkenntnis gebracht: Er ist kein Naturfreund und für die Berge nicht geschaffen. Das wusste er jedoch vorher schon; sein Fazit fällt entsprechend nüchtern aus: «Weder das Auge noch die Einbildungskraft finden auf diesen formlosen Massen irgendeinen Punkt, auf dem jenes mit Wohlgefallen ruhen, oder wo diese Beschäftigung oder ein Spiel finden könnte. Der Mineraloge allein findet Stoff, über die Revolution dieser Gebirge unzureichende Mutmassungen zu wagen. Die Vernunft findet in dem Gedanken der Dauer dieser Berge oder in der Art von Erhabenheit, die man ihnen zuschreibt, nichts, das ihr imponiert, das ihr Staunen und Bewunderung abnötigte. Der Anblick dieser ewig toten Massen gab mir nichts als die eiförmige und langweilige Vorstellung: es ist so.»

Dieses «es ist so» wird zu einem sowohl negativ wie positiv besetzten Satz der hegelschen Philosophie. Es ist so: Das hat die Philosophie zu erkennen, der der alte Hegel keine Höhenflüge mehr zutraut. Es ist so: Das kann und darf der Philosophie nicht genügen, sofern sie sich an den Geist hält, der die Natur sehr gern zurücklässt und erst im Denken, also bei Hegel, zu sich selbst kommt.



# Gefrorene Emotionen

Pia Reinacher

Sandra Gusic: Zorn und Stille.  
Hoffmann und Campe. 240 S., Fr. 35.90

Die Schlüsselstelle dieses Romans zeigt sich dem Leser verschleiert und ist erst vom Schluss her ganz zu entziffern. Biljana Banadinovic, Tochter serbischer Einwanderer, die sich lange vor dem endgültigen Zerfall Jugoslawiens nach Wien abgesetzt haben, denkt darüber nach, wie sie früh gelernt habe, die jeweils geltenden Codes zu adaptieren, ohne sich dabei innerlich anzupassen. Schon früh erfasste sie, wie man sich vor dem Gegenüber verstecken konnte.

Die heimliche Zerrissenheit hat zu tun mit dem Nie-ganz-Angekommensein in der neuen Heimat und dem Nie-ganz-Loslassenkönnen der alten Heimat. Sie bestimmt die Identität der Ich-Erzählerin, und sie färbt das Lebensgefühl aller Figuren des zweiten Romans, «Zorn und Stille», der österreichischen Autorin Sandra Gusic. Erst recht grundiert sie das Leben der Eltern der Protagonistin. Diese schufteten Tag und Nacht in verschiedenen Jobs, um sich über Wasser zu halten. Die Mutter arbeitet als Putzfrau und Schnitzelköchin, der Vater als Gärtner.

Ihr oberstes Gebot, mit dem sie die Kinder in der Vorstadt Wiens erziehen, ist das aller Migranten: sich anpassen, kein Aufsehen erregen, lautlos, unsichtbar und damit unangreifbar

*Dieser Widerspruch, nirgends richtig dazuzugehören, spaltet das ganze Leben.*

sein. Die häufigen Streitgespräche der Eltern werden niederschwellig ausgefochten. Dafür steigt der innere Aggressionspegel umso höher. Dieser Widerspruch, nirgends richtig dazuzugehören, spaltet das ganze Leben. In den Ferien in Split kauft die Mutter Stickvorlagen mit dem Bild Titos. Als der Vater todkrank wird, bestimmt er, dass er in Belgrad begraben werden soll.

Der Titel «Zorn und Stille», den Sandra Gusic gewählt hat, ist ein Indikator für die emotionale Grundverfassung der Immigrantenfamilie: Gefrorene Wut, vereiste Emotionen beeinflussen sie und halten das Mädchen und auch den Bruder Jonas Neven wie in einer Kapsel gefangen, fern vom pulsierenden Leben. Das Alltagsmodell der Eltern, das ihr Leben definierte, heisst täglicher unterdrückter Kleinkrieg: schreien, küssen, schlagen und ein Wechselbad von Begehren und Hass.

Als magischen Abwehrzauber gegen die latente Bedrohung erzählen sich die Kinder vor



*Geheimnis der kühlen Distanzierung:* Schriftstellerin Gusic.

dem Einschlafen Geschichten, in denen sie plötzlich Waisen geworden wären, Opfer verschiedener Unfallszenarien, Katastrophen, Apokalypsen, bei denen die Eltern tragisch ums Leben kämen und die Kinder als Helden zu Überlebenden der Geschichte würden. Auch die sexuelle Orientierung der Kinder ist ungesichert. Die Tochter lebt später unter dem Künstlernamen Billy Bana als Fotografin in Berlin und unterhält eine lesbische Beziehung mit ihrer Galeristin, versteht sich aber als bi. Der Bruder Jonas Neven, der eigentlich auf Frauen steht, lässt sich auf eine homosexuelle Beziehung ein. Auf der nostalgischen Suche nach

seinen Wurzeln in der alten serbischen Heimat kommt es zur Tragödie: Er bleibt verschollen.

## Geschichte der verlorenen Identität

Sandra Gusic, die heute in Berlin als Schriftstellerin lebt, hat in Niederösterreich das Gymnasium gemacht, sich nach diversen Assistenzen für freie Theatergruppen in Wien und auch für das Burgtheater als Grafikdesignerin ausbilden lassen und absolvierte dann das Deutsche Literaturinstitut Leipzig. 2012 wurde sie mit dem Nachwuchs-Literaturpreis Open Mike ausgezeichnet. Für Ihren Erstling «Astronauten» erhielt sie den Reinhard-Priessnitz-



Preis. Vor allem ihre Art, Geschichten aus verschiedenen Perspektiven zu erzählen, wurde euphorisch gelobt.

Auch der Zweitling hält sich an diese Erzählhaltung und beleuchtet das Geschehen zuerst im Rückblick der inzwischen vierzigjährigen Fotografin, dann aus der Sicht der Mutter und schliesslich aus jener des Vaters. Wirklich originell ist dieses multiperspektivische Storytelling nicht, es gehört zum gebräuchlichen Instrumentarium von Literatur, Film, Theater und Kunst. Und wirklich produktiv wird dieser gerne an Literaturschulen gelehrt und in der Folge von der Kritik übertrieben gefeierte Zugriff nicht wirklich. Im Roman «Zorn und Stille» drängt sich eher der Eindruck auf, das relativ einfache Erzählverfahren sei gewählt worden, um die schwierige Tektonik eines vielschichtigen Romangebäudes mit unterschiedlicher Figurenbesetzung zu umschiffen.

Ziel der Multiperspektive wäre, die diversen Schattierungen von Wahrheiten des gemeinsamen Lebens differenziert und in ihrer Widersprüchlichkeit aufeinanderprallen zu lassen – in «Zorn und Stille» entsteht aber vor allem der Eindruck, dass immer dieselbe Person erzähle. Und es gibt eine zweite konzeptionelle Schwäche: Das Geheimnis der kühlen Distanzierung untergräbt letztlich das Leserinteresse.

Die Bilder bleiben informativ, aber glatt, die Figuren illustrativ, aber flach. Um das Lesepublikum über fast 250 Seiten zu fesseln, müsste die unsichtbare Glasscheibe zwischen der Autorin und ihren Akteuren zerschlagen und das Innere der Figuren freigelegt werden. Sonst ermüdet diese filmische Galerie der eigentlich interessanten Geschichte der verlorenen Identität und der Selbstfindung zweier Geschwister.

## Handbuch für den Bürgerkrieg

Wolfgang Koydl

David Engels: Was tun? Leben mit dem Niedergang Europas. Renovamen. 248 S., Fr. 23.90

Bei der Betrachtung von Literatur kommt ein Aspekt oft zu kurz: die Grösse eines Buches. Denn das Format – schmales Lyrikbändchen oder mächtiger *coffeatable*-Schinken – transportiert auch eine Aussage, sowohl über seinen Inhalt als auch über seinen Leser.

Eine besondere Rolle nimmt das Brevier ein: Klein, knapp und kompakt passt es in jede Tasche, immer griffbereit, ein wahres *Vademecum*. Erfunden hatte es die Kirche als Verzeichnis für Gebete. Der Begriff bürgerte sich ein für jede Art von Leitfadern. Gedanken, die man schnell zur Hand haben wollte, erschienen in

diesem Format: von Gratians Ratschlägen bis zur roten Mao-Bibel.

Auch das jüngste Buch des belgischen Historikers David Engels kann man bequem mit sich tragen. Oder verstecken. Dass Letzteres schon bald nötig sein könnte, schliesst Engels selbst nicht aus. Schliesslich ist «Was tun?» eine Art von Handbuch für den kommenden Bürgerkrieg, in dem es um die Existenz, das Wesen, die Seele Europas geht. Die «letzten Abendländer», an die sich der Leitfaden wendet, könnten schon bald eine gefährdete Gruppe von Regimekritikern im eigenen Land werden. Der Historiker Engels hat schon sehr früh vor dem unheilvollen Kurs gewarnt, auf dem sich Europa befindet – angetrieben von Materialismus, Verarmung, Globalisierung, Multi-

*Engels hat den Kampf um Europa bereits aufgegeben – ohne Bitterkeit, aber mit resigniertem Realismus.*

kulturalismus und Mediokrität. Er hat die Probleme analysiert, die allen europäischen Gesellschaften mehr oder weniger gemein sind: ihre Polarisierung, die wachsende Kluft zwischen Arm und Reich, die Überwachung, den Werteverlust, den Zerfall der Familien, das Scheitern der Bildungssysteme, die Massmigration, die Verschuldung der Staaten, die Kriminalität. Und er hat das Unvermögen der Regierungen und Eliten beklagt, Antworten auf diese existenziellen Fragen zu finden.

Als Deutsch-Belgier mit Wohnsitz in Polen ist Engels ein echter Europäer. Europa ist für ihn weit mehr als die Europäische Union, nämlich «Sinnbild einer tiefen kulturellen Identität, einer speziellen Sicht auf die Welt, eines unnachahmlichen Lebensstils, kurz: einer wahren Heimat».

Für den Historiker war der Schwerpunkt das Römische Reich, wo er Parallelen zur EU diagnostizierte – namentlich den Abstieg der Republik in das autoritäre Kaiserreich. Einen ähnlichen Weg nehme auch die EU, schrieb er in dem 2014 erschienenen Buch «Auf dem Weg ins Imperium». Die *Süddeutsche Zeitung* kürte es zum Sachbuch des Jahres; heute wird der als rechts verfemte Engels in den Spalten dieses Blattes nicht mehr erwähnt.

### «Leere Hüllen»

Engels hat den Kampf um Europa bereits aufgegeben – ohne Bitterkeit, aber mit resigniertem Realismus: «Unsere Institutionen, unsere Werte, unsere Identitäten sind leere Hüllen geworden», konstatiert er, «die ihre Seele verloren haben.» Sein Büchlein ist gleichwohl kein politisches Manifest für einen Aufstand, für eine Gegenoffensive. «Was tun?» beantwortet vielmehr die sehr persönliche Frage, was jeder einzelne Europäer in den kommenden dunk-

len Zeiten tun kann, um «inmitten von Verfall, Niedergang und Selbsthass weiter ein echter Abendländer bleiben» zu können.

In 24 Stichpunkten listet Engels konkret auf, was die «letzten Abendländer» tun können, um die Flamme Europas am Leben zu erhalten: dem Staat das Vertrauen entziehen, Zufluchtsorte errichten, sich mit Schönheit und Natur umgeben, eine Familie gründen und seine Kinder erziehen, so autonom wie möglich leben und in der Geschlechterdebatte Gleichwertigkeit nicht mutwillig mit Gleichheit verwechseln.

Engels Brevier ist kein rechtes oder gar reaktionäres Pamphlet. Den Titel borgte er sich vom Hauptwerk des russischen Sozialrevolutionärs Nikolai Tschernyschewski, der Marx und später Lenin beeinflusste, der seinerseits einem seiner Hauptwerke den Titel «Was tun?» gab.

Engels übt vernichtende Kritik am Kapitalismus, der am Untergang Europas massgeblichen Anteil habe. Der Autor geisselt einen «wirtschaftlichen Ultraliberalismus», der «auf bestürzende Weise die Bereicherung einiger weniger mit der Kollektivierung der vielen kombiniert». Engels sieht die «tatsächliche Macht bei einer winzigen, hochgefährlichen wirtschaftlichen Oligarchie», die ein Weltssystem zu schaffen sucht, «in dem die ganze Menschheit darum kämpft, wer am nachhaltigsten die Produktionsbedingungen der Dritten Welt aufrechterhalten kann, um einigen wenigen Profiteuren noch mehr Reichtümer in die Taschen zu spülen». Und heuchlerisch sei ein angeblich liberales System, das das Individuum «völlig auf seine marktwirtschaftliche Dimension reduziert».

«Was tun?» ist ein mutiges Buch, denn es zeigt, dass Widerstand nötig und möglich ist, notfalls in der inneren Emigration.





Weder Comic-Augen noch menschliche Züge: Maus und Albert Einstein.

## Ein Wecker als Zeitmaschine

Daniela Niederberger

**Torben Kuhlmann:** Einstein – Die fantastische Reise einer Maus durch Raum und Zeit. Nord-Süd. 128 S., Fr. 31.90

Seit Wochen freute sich die kleine Maus auf den Tag; sie hatte auf einer Taschenuhr die Zeiger genau beobachtet, und wenn es Mitternacht wurde, zerrte sie auf einem Menschenkalender ein Blatt ab. Jetzt war endlich der 14. Juli da, der Tag des grossen Käsefestes. Die Maus packte ihre Reisetasche und nahm den Zug nach Bern. Doch was war das? Als sie in die grosse Halle kam, standen leere Kartons herum, Männer auf Leitern hängten Plakate ab.

Eine vollgefressene Maus lachte nur, als die kleine Maus sie nach dem Käsefest fragte. «Das war doch gestern, Einstein!» – «Aber ich bin doch extra von weit her angereist!» – «Dann dreh doch einfach die Zeit zurück!»

So beginnt das neue Bilderbuch von Torben Kuhlmann, dem deutschen Illustrator und Autor, dessen letzte Bücher («Lindbergh – Die abenteuerliche Geschichte einer fliegenden

Maus» und «Armstrong – Die abenteuerliche Reise einer Maus zum Mond») Bestseller waren und weltweit übersetzt wurden.

### Revolutionäre Theorien

Die Maus stellt Uhren zurück, und als das nichts nützt, klettert sie in den Zytglogge-Turm und bringt mit einer Schraube die vielen Zahnräder zum Stillstand. Doch die Zeit läuft weiter. Ein Uhrmacher erzählt ihr von einem berühmten Wissenschaftler, der vor gut achtzig Jahren in Bern gelebt und revolutionäre

*Was das Buch ausmacht,  
ist nun aber weniger die Geschichte  
als die Bilder.*

Ideen über die Zeit gehabt habe. Im Estrich des Patentamts, wo der Physiker und spätere Nobelpreisträger Albert Einstein eine Zeitlang arbeitete, findet sie dessen Buch über die Relativitätstheorie. Sie liest es, und als es ihr in einer Gewitternacht heftig auf den Kopf fällt, versteht sie mit einem Mal. Aus einem Wecker konstruiert sie eine Zeitmaschine, reist aus Versehen zu weit zurück und landet im Jahr 1905. Sie trifft Einstein und hilft ihm indirekt, die Relativitätstheorie zu entwickeln.

Was das Buch ausmacht, ist nun aber weniger die Geschichte als die Bilder. Manchmal gehen sie über eine Doppelseite, mal sind sie collageartig aufgefächert, aber immer grossartig. Der Stil ist fotorealistisch; die Maus ist eine Maus, sie hat weder Comic-Augen noch menschliche Züge.

Man schaut sich die Bilder gerne wieder und wieder an: der Sonnenaufgang über Bern, den die Maus vom Zytglogge-Turm aus sieht; Bern im Jahr 1905 mit Pferdekutschen und ersten Autos oder wie die arme Maus vor dem schwarzen Kater flüchten muss.

Die Geschichte ist nicht wahnsinnig spannend. Weder muss man je um die Maus bangen, noch kommt es zu überraschenden Wendungen. Natürlich ergibt ein Beamter, der an seinem Schreibtisch sitzt und studiert, nicht so eine kraftvolle Story wie ein Abenteurer, der erstmals allein über den Atlantik fliegt. Dann aber ist Kuhlmann wohl einfach der bessere Zeichner als Schreiber.

Und doch ist das Buch lehrreich; Kinder (und ihre Eltern) wissen zum Schluss, wer Einstein war, und dank des wirklich gut gemachten Anhangs hat jeder (nicht nur die Maus) eine Chance, zu begreifen, was die Relativitätstheorie ist und weshalb theoretisch Zeitreisen möglich wären.



# Der wahre Max

Thomas Bodmer

Max Goldt: Die Toilette bleibt weiss. Dreizehn Texte (1988–2020). Hörbuch Hamburg. Doppel-CD. 157 Minuten, Fr. 32.90

Hurra, die Zeit des Darbens ist vorbei! Denn wir Max-Goldt-Fans haben schlimme Jahre hinter uns: 2012 erschien mit «Die Chefin verzichtet» das letzte Goldt-Buch mit neuen Texten. Man munkelte von Schreibstau, andererseits konnte man sich in der *Titanic* Monat für Monat an neuen Comics des Duos Katz & Goldt erfreuen. Wie ging das zusammen?

Offensichtlich hat der Autor weiterhin geschrieben, denn von den dreizehn Texten der vor kurzem erschienenen Doppel-CD «Die Toilette bleibt weiss» sind sechs nach 2012 entstanden. Ganz besonders schön ist das fast eine Viertelstunde dauernde Stück «Die Büchse der Pandora». Darin sinniert Goldt zunächst darüber, ob wir Heutigen im «Anthropozän» oder im «digitalen Zeitalter» leben, kommt zum Schluss, unsere Epoche sei diejenige der «Popkultur», die sich vor allem dadurch auszeichne, dass wir abgelenkt und durch «konstante Bedröhnung» bei Laune gehalten würden. Wo könne man da noch «seine Sinne schärfen und Kriterien erwerben»? Im Kunstmuseum.

## Grosser Freund der Wörter

Und schon befinden wir uns in einem solchen. Hier erweist sich Goldt, der eine warme, modulationsfähige Stimme hat, als grosser Vortragskünstler, wenn er den Museumsführer, drei verwöhnte Gören und einen sich einmischenden Museumsbesucher gegeneinander absetzt. Angesichts eines allegorischen Gemäldes geht es bei einer Kinder-

*Wer beobachte, der liege auf der Lauer, und das sei seine Sache nicht.*

museumsführung um die Frage, was die Büchse der Pandora wohl enthalte. «Chiasamen», glaubt ein vorwitziger Balg, «Natron» meint der Sich-Einmischer, wogegen der Museumsführer auf «Ungemach» besteht, was wiederum die Frage aufwirft, was dieses Wort bedeuten möge.

Goldt ist ein grosser Freund der Wörter, weshalb es in seinem Werk neben erzählenden Texten immer auch sprachkritische Betrachtungen gibt, in der vorliegenden Sammlung zum Beispiel «Humor und so», worin der Autor dankenswerterweise die Begriffe «Witz», «Komik» und «Humor» auseinander-

klamüsert. Vor allem aber ist Goldt ein hervorragender Stilist, vielleicht der grösste unter den gegenwärtig auf Deutsch Schreibenden. Wo ausser bei ihm finden sich Formulierungen wie «ein bedrohlich kommunikativ dreinschauender Herr» oder «allegorisch gemeinte Berge blossen Frauenfleisches»? Mit letzterer Formulierung erklärt Goldt, warum er in Museen die Abteilung Barock meist auslässt.

## Saubere Toiletten dank Internet

Was nun hat es mit dem Titel des Hörbuchs auf sich? In «Die Toilette bleibt weiss» berichtet der Autor zu Anfang davon, wie er dafür beschimpft wurde, bei Amazon ein Buch verrissen zu haben. Gezeichnet war der Text tatsächlich mit «Max Goldt», aber geschrieben hatte ihn jemand anders. Der wahre Max mochte sich darüber nicht aufregen, machte sich stattdessen Gedanken über die Ähnlichkeiten von Klokritzeleien und Äusserungen im Netz. Sein Fazit: «Toiletten in öffentlichen Einrichtungen sind sauberer, seit es das Mitmach-Internet gibt.»

Als Goldt 2008 mit dem Kleist-Preis ausgezeichnet wurde, verwahrte er sich dagegen, als Satiriker, Kultautor, Kolumnist und «Alltagsbeobachter» bezeichnet zu werden. Wer beobachte, der liege auf der Lauer, und das sei seine Sache nicht. «Ich nehme wahr, was geschieht, gucke aber auch gern einmal weg, wenn das Personal des Alltags allzu schnöde meine Wege säumt.» Wenn er aber nicht wegguckt, dann entstehen so hervorragend – jawohl! – beobachtete Szenen wie in «Voll die Botten ey, die Alte». Darin heisst es: «Sie sehen aus wie jemand, der sich nicht für die Welt interessiert.» Max Goldt aber interessiert sich sehr für die Welt. Das macht ihn unentbehrlich.



## Die Bibel Kinder und Erwachsene

*Denn wir sollen nicht mehr unmündige Kinder sein, von den Wellen bedrängt und von jedem Wind einer Lehrmeinung umhergetrieben, dem Würfelspiel der Menschen ausgeliefert [...], nein, wir wollen aufrichtig sein in der Liebe und in allen Stücken hinanwachsen zu ihm, der das Haupt ist, Christus (Epheser 4,14f).* – Nach dem Evangelium können Kinder für Erwachsene vorbildlich sein. Sie sind vertrauensselig und verlassen sich während Jahren auf die Erwachsenen. Die wiederum sind verantwortlich für die Kinder.

Diese Unterscheidung scheint sich zusehends einzutrüben. Kindergärtler erhalten Sexualkunde, Primarschüler sollen selbständig lernen und Sechzehnjährige das Stimmrecht ausüben. Letzteres lässt sich erklären: Ist die Politik unfähig, die wahren Probleme anzupacken, erfindet sie ein Scheinproblem und brüstet sich damit, es lösen zu wollen. Die Grenzverwischung zwischen Erwachsenen und Kindern hat jedoch tiefere Gründe. Dass die Kinder nun früher reif seien, ist die Sichtweise der Erwachsenen. Sie wurzelt darin, dass sie selber Kinder geblieben sind.

Kleinkinder sind auf rasche Bedürfnisbefriedigung angewiesen und entwickeln erst nach der oralen, analen und ödipalen Phase ihre Frustrationstoleranz sowie eine erste Leistungsbereitschaft. Durch den Wohlstand und die Geldpumperei verharren viele Erwachsene im Anspruch auf rasche Bedürfnisbefriedigung. Dazu trägt auch der Staat bei, indem er jeden Engpass zum Notfall aufbläht und «Hilfe» leistet. So werden die Menschen unbeholfen. Die Intoleranz gegenüber jeglicher Unlust schlägt sich bei der Jugend in körperlichen und seelischen Störungen nieder. Diese nehmen seit zwanzig Jahren heftig zu. Die Therapie bestünde darin, den Menschen liebevoll mehr zuzumuten. Das macht sie mutig.

Peter Ruch

# Kalter Blick, gezielte Stimme

Die österreichische Kabarettistin Lisa Eckhart kommt in die Schweiz. Ihr Humor löste heftige Debatten aus. Was ist von der Künstlerin zu halten? Wie ist sie einzuordnen?

Michael Fleischhacker

---

Lisa Eckhart live: Die Vorteile des Lasters.  
8. 10. Volkshaus Basel; 9. 10. National Bern.

---

Lisa Eckhart: Omama. Zsolnay. 384 S., Fr. 36.90

---

Sie ist gerade erst 28 Jahre alt geworden und schon eine der umstrittensten Figuren des deutschsprachigen Kabarett: Lisa Eckhart. Gemeinsam mit Dieter Nuhr, in dessen TV-Show «Nuhr im Ersten» die in Leipzig lebende Österreicherin regelmässig zu Gast ist, sorgt sie für Aufregung im *juste milieu* der satirischen Unterhaltungsindustrie. Wie Nuhr verweigert sich Eckhart dem «progressiven» Konsens der zeitgenössischen Fernseh satire, die sich als Speerspitze im Kampf gegen Populisten, Fremdenfeinde, Kapitalismusversteher, Sexisten und Klimaleugner versteht.

Tugendwächter schätzen es nicht besonders, wenn sie selbst überwacht werden, Blosssteller hassen es, wenn sie selbst blossgestellt werden, und so musste man sich nicht besonders wundern, dass Eckhart zur Zielscheibe von Angriffen wurde. Sie bediene rassistische, sexistische und antisemitische Vorurteile, lautet der Vorwurf der Wohlgesinnten.

## Den Juden geht's um die Weiber

Um ihn zu untermauern, grub man im Sommer 2020 einige ihrer Pointen aus einem 2018 vortragenen Programm aus, zum Beispiel diese über den in der «me too»-Affäre angeklagten Filmproduzenten Harvey Weinstein: «Da haben wir immer gegen den Vorwurf gewettert, denen [den Juden, Anm. d. Red.] ginge es nur ums Geld, und jetzt plötzlich kommt raus, denen geht's wirklich nicht ums Geld, denen geht's um die Weiber, und deshalb brauchen sie das Geld.»

Den Höhepunkt dieser Auseinandersetzungen bildete im August ihre Ausladung vom Harbour-Front-Literaturfestival in Hamburg, auf dem sie ihren Romanerstling «Omama» präsentieren sollte. Die Organisatoren begründeten die Ausladung damit, dass sie angesichts von angekündigten Protesten gegen die Autorin und ihre kurz zuvor bekanntgewordenen, vermeintlich antisemitischen Aus-



Verletzung ist Teil des Programms: Humoristin Eckhart.

sagen die Sicherheit der Veranstaltung nicht gewährleisten könnten.

Es folgten Solidaritätsbekundungen von Kollegen, die auf die Freiheit der Kunst pochten, und Feuilleton-Stücke, die sich mit den Grenzen der Satire beschäftigten, es folgte eine Distanzierung der Künstlerin von der AfD, die versuchte, Eckhart als Mitschreiberin im Kampf gegen die politische Korrektheit zu vereinnahmen. Die Wiener Tageszeitung *Der Stan-*

*dard* wiederum hielt es für «überfällig, Eckharts Kritik an der Political Correctness, die immer mehr zur Fixierung wird, einer Revision zu unterziehen». Man kritisierte, dass die Satirikerin der Kritik an der Doppelmoral der «Gutmenschen» mehr Raum einräume als den Anliegen beleidigter Minderheiten, und das sagt möglicherweise ungefähr alles über das Problem der «Progressiven» mit dem kalten Blick der ideologiekritischen Satire.



Dieser kalte Blick im Verein mit einer von forcierter Arroganz und gezierter Sprache getragenen Bühnenpräsenz macht den Reiz der Künstlerin Lisa Eckhart aus. Und die Kombination reizt vor allem jene, die von der satirischen Kunst erwarten, dass sie sich in den Dienst der guten Sache stellt. Wenn möglich ergänzt um einen politischen Aktivismus, wie ihn ein Jan Böhmermann praktiziert oder ein Klaas Heufer-Umlauf, der schon mal zu Spenden für den Kauf eines Flüchtlings-Rettungsschiffs aufruft und dabei einige hunderttausend Euro Spendengelder versenkt.

Lisa Eckhart, die als Lisa Lasselsberger in der Obersteiermark, einer durch den Niedergang der verstaatlichten Industrie zur trostlosesten Zone Österreichs verkommenen Gegend, geboren wurde, ist aber aus anderem Holz geschnitzt. Man kann die Kabarettistin als Mischung zwischen Falco und Michel Houellebecq beschreiben. Falco hatte sich mit «Rock me, Amadeus» vom Bassisten einer Wiener Punk-Band zum einzigen Weltstar der österreichischen Popmusik und zum Pionier des

*«Was soll ich da sagen?  
Fragen Sie das als Journalist,  
oder sind Sie selbst so deppert?»*

weissen Rap emporgearbeitet. Eckhart, die ihre Karriere als Poetry-Slammerin begann, erinnert in ihrer Bühnenpräsenz, im exaltierten Sprachduktus und in ihrem Faible für den Achtziger-Jahre-Versace-Pomp an den 1998 bei einem Autounfall in der Dominikanischen Republik ums Leben gekommenen Musiker.

Mit Michel Houellebecq teilt Eckhart, die einige Zeit in Paris gelebt hat, den kalten Blick auf die Menschen und die Verhältnisse, in denen sie und wir leben, die Rücksichtslosigkeit gegenüber den Konventionen des gepflegten intellektuellen Diskurses. Zynismus, sagte Houellebecq einmal, sei die letzte Möglichkeit der Aufklärung in einer abgeklärten Welt, und Lisa Eckhart ist eine Zynikerin der houellebecqschen Art. Dass ihre Kunst verletzt, ist kein Kollateralschaden, sondern Teil des Programms.

Die Beschreibung der gesellschaftlichen Realitäten im Österreich der Nachkriegszeit, die sie in ihrem Erstlingsroman «Omama» in die Geschichte ihrer Grossmutter verpackt, lässt einen auch an Manfred Deix denken. Deix, dessen Cartoons in so gut wie allen deutschsprachigen Magazinen publiziert wurden, veröffentlichte zwischen 1992 und 2015 wöchentlich eine Karikatur im Nachrichtenmagazin *News*, in der er die österreichischen Menschen bis zur Kenntlichkeit entstellte. Kaum eine dieser Zeichnungen kam ohne *Zumpferl* (Penis) aus, man sah viele Schnapsnasen, viel Wampe, viel Loden, viel Inzucht und viel Blut. All das findet man auch reichlich in Eckharts Roman.

Man könnte sich «Omama» über weite Strecken als Deix-Cartoon vorstellen. Das ist sehr oft sehr lustig, aber auch das Problem dieses Buches. Man findet kaum eine Seite ohne Pointe, es mangelt nicht an messerscharfen Analysen des schlampigen Umgangs der Österreicher mit Geschichte und Gegenwart, man nickt oft lächelnd zu den Reflexionen der Autorin über die Brutalität der mütterlichen Liebe. Aber die Figuren, auch die der Grossmutter, bei der Lisa Lasselsberger die ersten sechs Jahre ihres Lebens verbrachte, entwickeln kein wirkliches Leben. Die Autorin stellt keine Menschen vor, sie stellt Figuren aus.

### Auf Dauerfeuer

Der Philosoph Hermann Lübbe hat geschrieben, dass der gesellschaftliche Mehrwert des Zynismus darin bestehe, dass er den Widerspruch zwischen öffentlicher Moral und privater Unmoral zugunsten der öffentlichen Unmoral aufhebe. Lübbes Buch über den politischen Moralismus trägt einen Untertitel, der sowohl die geistige Lage der handelsüblichen politischen Unterhaltung als auch des sie begleitenden und umschwänzelnden Journalismus sehr präzise beschreibt: «Der Triumph der Gesinnung über die Urteilskraft». Dass sie sich dem Handlungsdruck, den der kulturell-mediale Komplex auf seine Mitglieder ausübt – und zwar prinzipiell unter Androhung des sofortigen Ausschlusses –, widersetzt, ist das grosse Verdienst der österreichischen Kabarettistin.

«Es ist nicht leicht für mich, darüber zu reden», sagt Eckhart in einem ihrer Programme, «aber: Immer wieder werde ich von älteren Männern dazu gezwungen, sie zu duzen. Und ich will das einfach nicht. Aber manchmal gebe ich nach. Aus Angst, dass sie sonst nicht mit mir schlafen.» Was sie über Geschlechterverhältnisse, Xenophobie, Geschichtsvergessenheit und Zeitgeistmoden zu sagen hat, produziert in der Regel Lacher, die einem im Hals steckenbleiben, direkt, böse, mitunter obszön, immer schonungslos, stets in einer Melodie, die einen an die Arroganz des Fin-de-Siècle-Grossbürgertums denken lässt.

Mitunter kann das Gezierte in ihrem Auftritt anstrengend werden. Und weil sie ihr Buchstabenmaschinengewehr auf Dauerfeuer gestellt hat, kommt es naturgemäss auch vor, dass sich eine Patrone verhakt, und dann macht es *Klack*. Selten genug.

Wer so auftritt, muss sich ständig fragen lassen, ob er wirklich so ist oder nur beruflich. Die Antwort könnte man nicht besser formulieren, als sie das selbst auf der Bühne getan hat: «Fast zwangsneurotisch fragt man mich: <Frau Eckhart, ist das eine Bühnenfigur, oder sind Sie das selbst?» Was soll ich da sagen? Fragen Sie das als Journalist, oder sind Sie selbst so deppert?»

Lisa Eckhart, so viel lässt sich sagen, hat uns gerade noch gefehlt.

## Hazel Brugger Existenzialismus mit Körpereinsatz

Mit Latzhose trat Hazel Brugger am letzten Freitag auf die Bühne und äusserte sich zweideutig über «ihr Baby», das mittlerweile fast so gross sei wie der Deutsche Comedypreis, den sie gerade gewonnen hatte und der ihr auch beinahe so viel bedeute. Die Lacher liessen auf sich warten, es durchzog biederer Ernst das deutsche Publikum. Aber genau das macht Brugger so erfolgreich. Sie versucht nicht, zwanghaft lustig zu sein, sie will die Welt nicht verändern und schon gar nicht retten.

Während nahezu alle Comedians heute ihre Gags aus Themen wie Klimawandel, Corona oder Gender beziehen, spielt Brugger mit dem Absurden und Nihilistischen. So macht sie sich etwa auf die Suche nach der schärfsten Currywurst der Welt und lässt das Ganze in einem selbstironischen Kotzfiasko enden. Comedy geht bei Brugger eben über den Intellekt hinaus und verlangt vollen Körpereinsatz.

### Spontane Sprüche

Wer sich ihre Auftritte anschaut, bekommt auch das Gefühl, sich nicht mit den Problemen der Zeit beschäftigen zu müssen. Doch wenn sie mal wieder einen Parteitag durchschreitet und mit spontanen Sprüchen Politiker blossstellt, schwingen der Ernst und die Tragik, die sich dahinter verbergen, mit – wie bei einem existenzialistischen Drama, das seine wahre Tiefgründigkeit und Fragilität nur in wenigen Szenen offenlegt.

Dass diese absolute Hingabe an das Nihilistische auch 2020 noch ausgezeichnet werden würde, war alles andere als klar, ist aber umso erfreulicher. Es darf also auch in ernsten Zeiten wie diesen noch über das Profane und Nutzlose gelacht werden.

Ob alt oder jung: Die Comedians, welche die *Weltwoche* für eine kurze Würdigung anfragte, waren entweder von Brugger überhaupt nicht angetan und wollten nicht über sie schreiben – oder aber so begeistert von ihr, dass sie sich eine angemessene Lobpreisung nicht zutrauten. Man hasst oder liebt Hazel Brugger. Das ist wohl die grösste Auszeichnung.

Anton Beck



*Schicksal der Menschen:* aus der Serie «Cardiff After Dark» (2005 – 2011) von Maciej Dakowicz.

## Kunst Schäbiger Glamour Rolf Hürzeler

Fotomuseum Winterthur: Street. Life. Photography. Bis 10. 1. 2021

Fotostiftung Winterthur: Robert Frank – Memories. Bis 10. 1. 2021

Ein Mann mit abgewandtem Gesicht liegt in der Badehose vor einer Raupenkette. Daneben ein spielendes Kind, das etwas verloren erscheint. Ein trügerisches Kriegsbild oder doch eher eine Freizeitidylle? Im Hintergrund lässt sich jedenfalls ein Blick auf das Meer erhaschen. Der englische Fotograf Martin Parr hat das Bild in den 1980er Jahren im Seebad New Brighton aufgenommen, unweit von Liverpool, wo sich der Fluss Mersey in die Irische See ergießt.

Ob Krieg oder Frieden, ist einerlei. Der Betrachter spürt, dass hier Not herrscht. Diese Tristesse zieht sich wie ein roter Faden durch die neue Ausstellung «Street. Life. Photography» im Fotomuseum Winterthur mit 220 Arbeiten von 36 Fotokünstlern aus sieben Jahrzehnten. Zur Orientierung sind die Werke in fünf Kategorien unterteilt wie «Alienation» (Entfremdung) oder «Public Transfer» (öffentlicher Austausch).

Viele Fotografen nehmen direkten Anteil am Schicksal der Menschen, denen sie begegnen, nicht nur künstlerisch, auch empathisch. Das

teilnehmende Beobachten ist mitunter fast körperlich spürbar. Etliche Künstler kommen den Leuten mit der Linse so nahe, als ob sie deren eigene Perspektive vermitteln möchten. Dazu gehört Andrew Buurmann, auch er ein Brite, der die Gesichter von Menschen erhascht hat, die auf dem Bahnhof Anzeigentafeln lasen. Erstaunen, Empörung und Ratlosigkeit prägen den Ausdruck der Reisenden, als ob ihr Zug soeben abgefahren ist oder niemals ankommen wird.

Die meisten Werke stammen aus dem angelsächsischen Raum, sehr viele aus den USA. Typisch dafür ist die renommierte New Yorkerin Melanie Einzig mit ihren Bildern aus dem Alltag der Metropole. Gleich ins Auge fällt die Fotografie einer erschöpften Frau in ihrem weissen Arbeitsdress, der den Rücken freigibt. Darüber spannt sich ein roter Büstenhalter, der wie

*Ob Krieg oder Frieden,  
ist einerlei. Der Betrachter spürt,  
dass hier Not herrscht.*

der Teil einer Uniform wirkt. Die Frau sitzt in einem Imbissrestaurant, einen Fuss hält sie zur Entspannung auf den billigen Tisch. Arbeitet sie hier im Service? Deutet ihr weisses Kleid auf einen Dienst im Gesundheitswesen hin? Fühlt sie sich verloren, fehlt ihr das Zuhause? Man entwickelt die eigenen Geschichten im Kopf, stellt Fragen nach den Protagonisten und beantwortet sie für sich – wahrscheinlich meistens falsch.

Dort, wo Tristesse angesagt ist, findet sie sich nicht immer. Ein gutes Beispiel dafür liefert der Finne Harri Pälviranta mit seinen Tableaus von

nordirischen Kindern. Sie lachen, sie strahlen und irritieren einen, weil man die blutige Geschichte ihrer Heimat kennt. Nur ein Knabe trägt ein Spielgewehr, ein harmloses Plastikding. Erst in den Händen dieses nordirischen Jungen erhält es eine politisch bedrohliche Dimension.

### Zwischen Skepsis und Bewunderung

Aus dem Rahmen fällt ein Schwarzweissbild der wegweisenden deutschen Fotografin Candida Höfer, aufgenommen in der Kölner Eifelstrasse in den 1950ern. Sie zeigt eine Autobesitzerin in schickem Kleid beim Waschen ihres Ford-Coupés. Eine Frau mit Kopftuch sowie ihre zwei Kinder schauen der Wäscherin zu. Steckt Bewunderung für den Wohlstand dahinter? Oder Skepsis gegenüber dieser Form von Arbeit? Die Szene illustriert auf jeden Fall die Diskrepanz zwischen zwei Bevölkerungsgruppen, die in diesem Quartier zusammenleben.

Die Aufnahme erscheint dem Betrachter distanziert. Allerdings nicht ganz so weit weg, wie die nüchternen Dokumentaraufnahmen des legendären Zentralschweizer Polizeifotografen Arnold Odermatt. Von ihm sind zwei Aufnahmen einer Karambolage zwischen einem Volkswagen und einem Porsche bei Stansstad im Jahr 1963 zu sehen. Auch hier ist der gesellschaftliche Gegensatz offenkundig.

Parallel zur Ausstellung «Street. Life. Photography» zeigt die benachbarte Fotostiftung die Schau «Memories» von Robert Frank (1924–2019). Er dokumentierte in den 1950er Jahren das Leben in den Vereinigten Staaten in seiner markanten Bildsprache. Als europäischer Besucher suchte er



nach optischen Reiseberichten, die er in künstlerischer Verfremdung erzählt. Typisch dafür etwa die Aufnahme «Wohltätigkeitsball» von 1954. Sie zeigt ein wohlhabendes Paar, die Frau im Vordergrund, der Mann hinter ihr. Die beiden sind einander zwar körperlich nah, gemäss ihrem Gesichtsausdruck jedoch weit entfernt.

Die meisten Geschichten Franks spielen indes in bedürftigen Gesellschaftsschichten. Besonders eindrücklich ist die Aufnahme einer jungen Frau in einem Imbissrestaurant von Hollywood, 1955, in der Weihnachtszeit. Sie verkauft «Jumbo Hot Dogs» für 18 Cent, auf einer Affiche angepriesen mit dem Slogan «Better than Ever». Der Betrachter spürt, hier sind die Feiertage sehr weit weg, falls sie denn jemals einkehren.

## Film

# Der Prozess des Irrsinns

Wolfram Knorr

**The Trial of the Chicago 7 (USA, 2020):** Regie: Aaron Sorkin. Mit Sacha Baron Cohen, Jeremy Strong, Eddie Redmayne, Mark Rylance, Frank Langella, Joseph Gordon-Levitt, John Doman

Hatte Nietzsche recht mit seinem Albtraum von der ständigen Wiederkehr des ewig Gleichen? Sieht so aus. In amerikanischen Städten häufen sich wieder Proteste und Ausschreitungen gegen Rassismus, Polizeigewalt und eine fragwürdige Justiz – wie in den späten sechziger Jahren, als der Protest gegen den Vietnamkrieg zu heftigen Ausschreitungen führte. Siedepunkt war damals die Entscheidung von Präsident Lyndon B. Johnson, 35000 zusätzliche Wehrpflichtige nach Vietnam zu schicken.

Als im August 1968 die Democratic National Convention, der Parteitag der Demokraten, in Chicago veranstaltet wurde, strömten aus allen Ecken des Landes Bürgerrechts- und Antikriegsorganisationen, Vereine und Gruppen – von den Hippies, Groovies, Flower-Power-Jüngern über Pazifisten bis zu den Students for a Democratic Society (SDS) und der Youth International Party (Yippies) – in die Stadt, ersuchten um Demo-Genehmigungen, die ihnen verweigert wurden, und versammelten sich im Lincoln-Park zu einem karnevalistischen Rock-Demo-Fest.

Chicagos bulliger Bürgermeister Richard Daley verbot das Treiben im Park und befahl der Polizei, mit äusserster Brutalität durchzugreifen. «Die Polizisten griffen mit Tränengas und Knüppeln an. Ihr Angriff frass sich in die Menge wie eine Kreissäge ins Holz», schrieb Norman Mailer in «Belagerung von Chicago», und dann entfernten sie «ihre Dienstmarken, ihre Namensstreifen und sogar die Einheitsstreifen auf den Schultern, um ein anonymer

Haufen unidentifizierbarer Knüppelschwinger zu werden».

## Gefesselt und geknebelt vor Gericht

Gezielt herausgeklaut wurden Führungsfiguren, um sie wegen Verschwörung und Unruhestiftung vor Gericht zu stellen: Abbie Hoffman und Jerry Rubin von den Yippies, Tom Hayden von den SDS und David Dellinger, Rennie Davis, John Froines und Lee Weiner. Black-Panther-Führer Bobby Seale musste nur deshalb teilnehmen, um die Jury mit einem Afroamerikaner «einzuschüchtern».

Am 24. September 1969 begann der Prozess, er dauerte über vier Monate. Von Anfang an war er eine Polit-Farce, das Urteil gemacht, bevor er begann. Mal wurde die Bewegung als



«Schwulenrevolution», mal als «Verschwörung gegen den Staat» diffamiert. Bobby Seale, dem ein Anwalt verweigert wurde und der sich nicht selbst verteidigen durfte, beschimpfte Richter Julius Hoffman als «Faschistenschwein» und «Rassisten» und musste, gefesselt und geknebelt, so lange im Gerichtssaal sitzen, bis man sich entschloss, seinen Fall von dem der «Chicago 7» zu trennen. 1970 kam es zum Schuldspruch: fünf Jahre Haft. 1972 wurden alle Urteile aufgehoben, Richter Hoffman von seiner Zunft zu einem der unfähigsten erklärt.

Dass «The Trial of the Chicago 7» gerade in der Trump-Ära das Licht der Welt erblickt, ist sicher Zufall, aber einer mit Ansage. Dabei ist es schon erstaunlich, dass der schillernde Fall nicht früher den Weg auf die Leinwand gefunden hat, denn Hollywood hat längst den Gerichts-Thriller zu einem Genre funkensprühender

Dialog-Duelle und grosser Mimik geschliffen. Tatsächlich hatte Aaron Sorkin, ein Drehbuch-Matador («West Wing», «Newsroom»), schon vor zehn Jahren ein fertiges Script; Geldgeber fanden sich nicht. Das Sujet schien Kassengift, bis Steven Spielberg die Story verfilmen wollte. Doch genau in dieser Zeit (2007) streikte die Writers Guild of America.

Spielberg musste passen, Sorkin übernahm die Regie selbst. Wieder behinderten Budgetprobleme die Umsetzung, bis Paramount einstieg. Es ist nach «Molly's Game» (2017) Sorkins zweite Regie. Doch als 2020 die ersten Trailer präsentiert wurden und der Film in den US-Kinos starten sollte, kam die Corona-Pandemie dazwischen – und so landete «The Trial of the Chicago 7» bei Netflix (für 56 Millionen Dollar Rechte-Kauf). Immerhin: Vor dem Streaming-Start am 16. Oktober läuft er im Kino.

Sorkin setzt geschickt die etablierten Muster, Motive und Topoi des *courtroom drama* ein, aber ohne die authentische Substanz zu manipulieren. Wenn Richter Hoffman die Verteidigung ins Leere laufen lässt, sie mit fragwürdigen Fin-

*Von Anfang an war es eine Polit-Farce, das Urteil bereits gemacht.*

ten zum Schweigen verdonnert, entfaltet sich ein sinistres Psycho-Spiel zwischen Willkür und Durchhaltewillen, mit Anwälten, die bei ihrem Ringen um Wahrheit buchstäblich im juristischen Unterholz des Vorsitzenden hängen bleiben.

Rückblendende Spots auf die Krawalle im und um den Park, die Polizeiwillkür und die Diskussionen über das richtige Vorgehen zwischen den Aktivisten zeigen eine heillos gesplante Gesellschaft. Auch den latenten Rassismus von Hoffman und Hayden, wenn sie Seale (Yahya Abdul-Mateen II) im Knast besuchen und betreten schweigen, lässt Sorkin nicht aus.

Sacha Baron Cohen als falstaffesker, begehrensgieriger Abbie Hoffman und Eddie Redmayne als muffiger Brüter Tom Hayden sind die beiden Zentralfiguren, die der Richter Julius Hoffman, gespielt von Frank Langella, als Gockel, in dessen Revier sie eingedrungen sind, mit aggressivem Gegacker und geschwelltem Kamm einzuschüchtern versucht. Ein sturer, völlig überforderter, grossartig aufspielender Schwirrkopf.

John Doman als Nixons Justizminister John N. Mitchell, Nachfolger des geschassten Ramsey Clark (Michael Keaton), gibt dem Staatsanwalt Richard Schultz (Joseph Gordon-Levitt), hart und knapp und ans Befehlen gewöhnt, in seinem Büro den Tarif durch: Die sieben sollen auf jeden Fall hinter Gitter. Jede Rolle ist perfekt gecastet, Sorkin setzt die Brisanz des Stoffes geschickt ein. Aktuell ist das allemal.



Nüchterner Blick auf die Rolle der Musik: Dirigent Welser-Möst.

## Klassik

### Ein Maestro blickt zurück

Thomas Wördehoff

**Franz Welser-Möst:** Als ich die Stille fand – Ein Plädoyer gegen den Lärm der Welt. Brandstätter. 176 S., Fr. 34.90

Das Cover erinnert an das Poster für einen Bibelkreis mit Diavortrag. Vorn ein Herr mit randloser Brille und mattem Lächeln vor lindgrünem Blattwerk, darunter der andächtige Titel: «Als ich die Stille fand – Ein Plädoyer gegen den Lärm der Welt». Die friedvolle Anmutung richtet sich wohl auch nach den Anforderungen des Marktes: Esoterisch wirkende Lebenshilfe-Schmöker laufen wie geschmiert, Bücher über Musik und Dirigenten dagegen sind berüchtigte Ladenhüter. Selbst wenn der Autor ein so prominenter Pultstar ist wie Franz Welser-Möst.

Wir erinnern uns: Vor 25 Jahren ernannte der damalige Zürcher Operntendant Alexander Pereira auf Wunsch des Orchesters

einen spindeldürren Mittdreissiger zum Chefdirigenten, der zunächst skeptisch aufgenommen wurde (immerhin eilte ihm aus London der böartige Spruch «frankly worse than most» voraus). Doch Franz Welser-Möst schaffte es binnen kurzem, im Haus am Bellevue auf Augenhöhe mit Nikolaus Harnoncourt, Christoph von Dohnányi und anderen internationalen Grössen zu agieren. Dreizehn Jahre hielt er dem Ensemble die Treue, und als er 2008 die Stadt in Richtung Wien verliess, war der Mann aus Linz längst ein weltweit gefragter Maestro.

#### Haifischbecken der Klassik

Sechzig Jahre alt ist er im August geworden, und seine Nachbetrachtungen sind tatsächlich von Belang. Mit Hilfe des Journalisten Axel Brüggemann gelang es Welser-Möst, seine Erinnerungen überzeugend zu erzählen. Es ist nicht der toxische Mix aus akademischem Vokabular, putzigen Anekdoten und ergriffenen Schilderungen eigener Sternstunden – Welser-Möst wendet sich mit seinen verständlich dargelegten Überlegungen vielmehr auch an jene, die sich eher als musikalische Laien sehen.

Neben Biografischem geht es natürlich auch um den Blick durchs Schlüsselloch: um den Knatsch mit Staatsoperndirektor Meyer, seine Kräche mit Pereira oder sein Scheitern in London. Das Haifischbecken der Klassik kommt nicht zu kurz, und auch jener Künstlertypus, der die «spektakuläre Inszenierung der Person sowie ihre zur Schau gestellten Emotionen als Mittel zur Förderung der Karriere benutzt», kriegt sein Fett ab. Zuweilen bröckelt angesichts dieser Event-Schnösel zwar Welser-Mösts gelassene Noblesse, und er lässt einen arg aufgesetzten Bildungsfuror durchblicken – das Werk deshalb genervt zur Seite zu legen, wäre jedoch ein Fehler.

Denn bald schon trifft Welser-Möst eine Feststellung, die dem Buch sehr gut tut: «Heute ist mir klar, dass ich akzeptieren muss, dass Musik, die mir fast alles bedeutet – besonders klassische Musik –, sehr vielen Menschen nur wenig oder gar nichts bedeutet.» Diese Erkenntnis ermöglichte ihm nicht nur die «Neugier auf eine Stadt, in der Musik nicht zum Alltag der jungen Menschen gehörte», nämlich Cleveland, wo er seit 2002 das dort ansässige Symphonieorchester leitet. Der nüchterne Blickwinkel ermöglicht ihm auch eine



unverstellte Sicht auf die tatsächliche Rolle der Musik in unseren Breiten: Musikalische Techniken werden schon seit Jahrzehnten ohne besonderen Elan in Europas Schulen unterrichtet; das Erlernen der Notenschrift oder eines Instruments, selbst der musikalische Kanon unserer Kultur gehören nur noch selten zum Lehrplan – Musik wird heute eher konsumiert als aktiv ausgeübt.

Welser-Möst unterfüttert seine Vision einer musikalisierten Gesellschaft mit Strategien, die er bereits verfolgt. So wünscht er sich,

### *Neben Biografischem geht es natürlich auch um den Blick durchs Schlüsselloch.*

«dass Musikmachen in Cleveland so selbstverständlich wird wie das Basketballspielen, das in den Garageneinfahrten der Vorstädte und an öffentlichen Plätzen gepflegt wird». Sein Engagement für *education*-Programme und für den Nutzeffekt von Kunst und Musik führt er so plausibel aus, dass man sich wünschte, Pädagoginnen und Politiker würden das Buch zum Einstieg ins Thema lesen.

Allein wie er den Ganzkörpereinsatz beim Geigenspiel plastisch macht, sorgt für Erkenntnisschübe und zeigt, welche immensen Konsequenzen musikalische Bildung für unsere Entwicklung hätte. Mit Nachdruck argumentiert Welser-Möst gegen die Idee eines vornehmlich marktorientierten Unterrichts, gegen den zunehmenden «Zwang zur Abwägung von Relevanz» an den Schulen. Da hält das Buch deutlich mehr, als das Cover verspricht.

## Pop Sie lächelt für Scheusale Anton Beck

Katy Perry: «Smile». Capitol Records.

Unvergesslich die Szene im Film «The Interview» (2014), in der James Franco Kim Jong Un, gespielt von Randell Park, zum Weinen bringt, indem sie gemeinsam Katy Perrys Hit «Firework» singen. Tatsächlich haben Perrys Songs die fantastische und auch etwas kitschige Kraft, jedes noch so unsympathische Scheusal, selbst nordkoreanische Diktatoren, wie ein kleines Kind mit grossen Augen von einer glitzernden Zukunft träumen zu lassen. Diesem Credo bleibt Katy Perry auch mit ihrem neuen Album «Smile» treu. Schon in der Vorab-Single «Daisies» strickt Perry das Bild eines kleinen Mädchens mit einem grossen Traum und fragt: «One in seven billion – why can't it be

me?» Diese lyrischen Motivationsschübe sind, das ist bei Weltstars wie Perry wirklich zu geniessen, auf höchstem Niveau produziert, sind gekonnt abgemischt und bleiben doch übersichtlich, was bei all den Melodien Spuren nicht selbstverständlich ist.

### Neue Lebensphase

Allzu viel Neues wagt Perry mit «Smile» nicht, vielmehr setzt sie auf das, was sie kann, und liefert zwölf Popsongs, die vor allem auch auf die Bekanntheit von Perrys Stimme vertrauen. Vorzuwerfen ist ihr das nicht, denn wirklich beweisen muss sich eine Katy Perry nicht mehr. Songs wie das titelgebende «Smile» treten daher, wie auch Perry selbst, mit lautem Trompetengebläse und einem tanzbaren Beat auf, mit genug Selbstbewusstsein und gutgelaunten Versen wie: «Now you see me shine from a mile, finally got back that smile».

Zugegeben kommt das Album «Smile» in manchen Songs («What Makes a Woman», «Only Love») gelegentlich gereifter und melancholischer rüber als früher. Es sind Songs, die sich auch mal Zeit lassen, sich in Moll-Gebiete wagen und fast schon wehmütig wirken, wenn es etwa heisst: «Oh, I'd call my mother and tell her I'm sorry». Dazu kommt die konsequent gehaltene Ästhetik, die alle Musikvideos durchzieht und auch das Albumcover – Perry als melancholisch dreinblickender Clown.

Vielleicht liegt es daran, dass Perry mittlerweile Mutter einer Tochter ist, und vielleicht auch daran, dass sie mit ihren 35 Jahren keine Partyhits mehr liefern muss, um authentisch zu wirken. Einer der grössten Popstars unserer Zeit scheint in einer neuen Lebensphase angekommen zu sein, und es reicht Katy Perry mittlerweile schon ein verstohlenes Lächeln, um ein Statement zu setzen und den Fans das zu geben, was sie erwarten.



Grosser Traum: Sängerin Perry.

## Jazz Die alten Wilden Peter Rüedi

George Coleman: The Quartet. SSR 1906

George Coleman, 1935 geboren in Memphis, ist ein Tenorsaxofonist, der an einigen der eindrücklichsten Jazzalben der «klassischen Moderne» beteiligt war: an der letzten Produktion eines Landsmanns, des jung verstorbenen Trompetengenies Booker Little, an Herbie Hancocks «Maiden Voyage», Lee Morgans «City Lights», Charles Mingus' «Three or Four Shades of Blues». Und an einigen berühmten LPs von Miles Davis («Seven Steps to Heaven», «Miles Davis in Europe», «My Funny Valentine», «Four & More»), zu dessen Quintett er nach dem Abgang von John Coltrane und auf dessen Empfehlung hin gehörte.

Die Gruppe war im Umbruch. Geschätzt von Miles, als zu traditionell und perfekt bergewöhnt von dessen Drummer, dem jungen Wilden Tony Williams, verliess er die Band und wurde künftig als der Saxofonist zwischen Coltrane und Wayne Shorter wahrgenommen. Als eine Art Lückenbüsser. Mit seiner sowohl lyrischen als auch markanten Tenorstimme aus der Mitte der modernen Jazztradition gehört er bis heute zu einer Kategorie von Jazzmusikern, denen Kollege Tom Gsteiger im Magazin *Jazz'n' more* die Serie «Unsung Heroes» widmet. Einer Gruppe von grossen Verkannten.

Daran wird auch das Album nichts ändern, das Coleman letztes Jahr mit seinem langjährigen Quartett eingespielt hat. Er ist voll präsent, nur gelegentlich etwas kurzatmig und brüchig in der Phrasierung, was aber schon immer zu seinem delikaten Stil gehörte.

Mit einem Repertoire, das sich auf den ersten Blick ausnimmt wie prädestiniert für eine melancholische Retrospektive (neben zwei Originalen u. a. drei monumentale Balladen, «Prelude to a Kiss», «When I Fall in Love», «You've Changed»), und zum Schluss Jobims «Triste»), präsentiert er mit einer unzweifelhaft zupackenden Rhythmusgruppe alles andere als eine sentimentale *recherche du temps perdu*.

In den langsamen Evergreens wird das Tempo für die Improvisation jeweils schnell verdoppelt. Diese Musik verdankt ihren Biss zu einem guten Teil der Pranke des Pianisten Harold Mabern, des in allen Stillagen präsenten Jugendfreunds von Coleman, ein *unsung hero* auch er, ein Jahr nach ihm in Memphis geboren und letzten September verstorben. Keine Jazz-Avantgarde, versteht sich, aber fraglose Gegenwart. Zwei Veteranen *still going strong* (*with a little help* von John Webber am Bass und Joe Farnsworth am Schlagzeug).

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Mein Stil

Mark van Huisseling

Vergangene Woche hatte ich wieder mal eine geschäftliche Verabredung – physisch, nicht mittels Zoom (die dann mit kurzem Vorlauf abgesagt wurde). Natürlich hatte ich mich bereits darauf vorbereitet, auch was meine Kleidung betraf. Seit längerer Zeit erreichen mich, nebenbei erwähnt, Anfragen von Lesern beziehungsweise verunsicherten Menschen, die sich erkundigen, was man für diesen oder jenen Anlass tragen respektive nicht tragen dürfe.

Weshalb Stilberatung noch immer recht rege nachgefragt wird, darüber habe ich nachgedacht. Mein Erklärungsversuch: Dass in jüngerer Vergangenheit die Regeln betreffend Auftritt im beruflichen sowie öffentlichen Leben gelockert oder aufgehoben wurden, macht es für viele Leute, besonders Männer, herausfordernder, zu entscheiden, was sie anziehen sollen. Die gute Nachricht (und ein Grund, weshalb ich nicht Stilberater werden mochte): Es ist wahrscheinlich weniger bedeutend, als man meint. Andererseits sollte die Fähigkeit der meisten Menschen, die eigene Wichtigkeit zu überschätzen, nicht unterschätzt werden (inklusive Ihres Autors, klar, sonst wäre er nicht wieder Kolumnist).

Im Sommer 2003 schrieb ich für diese Zeitschrift einen Leitartikel (kein Witz) über «Wie kleidet sich der stilbewusste Mensch bei mörderischer Hitze?». Er stemme sich unbeirrt gegen die um sich greifende Verwahrlosung der Garderoberegeln; *mind over matter*, Geistesstärke siegt über widrige Umstände, war die Antwort. Über den Rekordsommer hinaus ging es darum, eine grundsätzliche Haltung auszudrücken, fusend auf meinem seinerzeitigen Modeverständnis: Kleidung wurde auch erfunden, damit die Mitglieder einer zivilisierten Gemeinschaft ihre Mitmenschen nicht durch die Unvollkommen-

heit ihrer nackten Körper irritieren müssen. Und weil schwächliche Geister meist in schwabbeligen Körpern wohnen, die niemand sehen möchte.

Ah, das war damals, das ist jetzt – ein wenig gar unumstösslich formuliert, finde ich, wenn auch nicht ganz falsch. Doch in den vergangenen siebzehn Jahren hat sich nicht bloss die Mode verändert, sondern auch meine Sicht darauf. Am besten zeigt wohl die Fernsehserie «Billions», worum es geht: Die Geschichte orientiert sich an der Jagd des damaligen New Yorker Staatsanwalts Preet Bharara auf Steven Cohen, den Hedge-Funds-Manager (bisher fünf Staffeln, die hierzulande auf Sky Atlantic liefen). Und immer wenn der Zuschauer meint, der Staatsdiener im dreiteiligen Anzug habe genügend Beweise, um den Superinvestor wegen Insidergeschäfte ins Gefängnis zu bringen, entwischt dieser durch irgendeinen Schachzug – und zwar im Kapuzenpullover plus in modischen Turnschuhen.

Was für ein Unterschied zur Mutter aller Investorenschurken-Filme: «Wall Street». 1987 zeigte noch das Kino und nicht Streaming-Dienste die schärfste Abbildung sozialer Realität, auch mittels der Outfits von Michael Douglas als Heuschrecke Gordon Gekko. Dieser war, wie es sich für ein Alphatier seiner Zeit gehörte, förmlich gekleidet: breitschultrige Powersuits, Masshemden mit scharfen Bügelfalten, Hosenträger. Die Botschaft dieses An- oder Aufzugs: Ich bin ein «Master of the Universe» (Tom Wolfe). Ich kann's mir leisten. Etwas mehr als dreissig Jahre, einige Börsenabstürze sowie eine Finanz- und Wirtschaftskrise plus eine Pandemie später ist die Aussage eine andere: Ich bin einer des obersten Einkommensempfänger-

*Ich kann's mir leisten, herumzulaufen wie ein Praktikant oder Teilnehmer einer Klima-Demo.*

Prozents oder, besser, -Promilles der Welt. Ich kann's mir leisten, herumzulaufen wie ein Praktikant oder Teilnehmer einer Klima-Demo.

1979 benutzte Pierre Bourdieu den Begriff des «Distinktionsgewinns» – der seit der Erfindung der Männermode etwa im 17. Jahrhundert auch durch die Auswahl entsprechender Kleidung zu haben war. «Die feinen Unterschiede» heisst das Hauptwerk des französischen Soziologen, und genau damit ist es in der Mode vorbei, seit sich jeder mittlere Angestellte schicke Stoffe be-

ziehungsweise daraus hergestellte Designerstücke kaufen kann. Wem das zu theoretisch war: Ich hatte für die geschäftliche Verabredung, und es ist in meinen Augen Jacke wie Hose, ob diese persönlich oder virtuell stattfindet, ein Hemd an mit offenem Kragen (von James Perse) – Krawatte ist für Streber und Mitglieder der Regierung, Pullover und/oder T-Shirt für Studenten –, eine Hose, die aussieht wie eine zum Joggen, aber keine solche ist, Desert Boots (Russell & Bromley) sowie eine Kapuzenjacke. James Perse respektive Russell & Bromley muss man bestellen, den Rest findet man beispielsweise bei Trunk in Zürich.



## UNTEN DURCH

### Bodyismus

Linus Reichlin

Meinem Freund Bruno und mir fiel auf einer Party eine Frau auf, die ein minimalistisches schwarzes Kleid trug. Es war so kurz, dass die Frau seit Beginn der Party mit einem Glas Rotwein allein vor dem Kaminfeuer sass. Kein Mann wagte es, sie anzusprechen, aus Angst, man könnte denken, dass er mit Frauen nur wegen ihrer nackten Beine Gespräche führt. Oder wegen eines grossen Busens, den die Frau zu allem Übel auch noch besass. «Eine solche Frau», sagte ich zu Bruno, als wir sie aus den Augenwinkeln beobachteten, «ist eine soziale Tellermine. Ein falscher Schritt, und dein guter Ruf als Mann explodiert in tausend Stücke.» «Aber sie sitzt seit zwei Stunden allein da», sagte Bruno, «sie wird hier diskriminiert. Ein klarer Fall von Bodyismus.»

Er erklärt mir, Bodyismus sei die Diskriminierung attraktiver Frauen durch bewusste Nichtbeachtung. «Das ist noch schlimmer als Rassismus», sagte Bruno, «denn wenn sie schwarz wäre, würden die Männer sich



darum prügeln, ihr einen Witz zu erzählen, um allen zu zeigen, dass sie keine Vorurteile gegen Schwarze haben.»

Je länger ich die Frau aus meinen Augenwinkeln betrachtete, desto mehr bedauerte ich es, dass sie nicht aus dem Sudan stammte. «Wenn sie einen Klumpfuss hätte», sagte Bruno, «würde sie bei den anderen Frauen den Krankenschwester-Reflex auslösen und wäre umringt von weiblicher Hilfsbereitschaft. Aber zu Ihrem Unglück ist sie einfach nur attraktiv.» Nun gut, das Vorhandensein eines männlichen Krankenschwester-Reflexes hätte uns zwei Weltkriege erspart, das muss man an der Stelle auch mal sagen. Aber die Frauen, jedenfalls die an der Party, waren dennoch nicht per se die besseren Menschen, sondern sogar die grössten Bodyisten! Sie kontrollierten über den Rand ihrer Weingläser hinweg die Blicke ihrer Partner, und wehe, einer wagte es, in die Richtung der Frau zu blicken!

«Ich möchte nicht wissen», sagte Bruno, «in wie vielen Autos nachher auf der Heimfahrt sie zu ihm sagt: «Die ganze Zeit hast du diese Frau angestarrt, mein Gott, das war so peinlich!»» «Wenn du möchtest», sagte ich, «sage ich es hinterher zu dir» – wir waren nämlich mit meinem Auto da, weil das von Bruno in der Werkstatt war. «Ja, sag es ruhig», sagte Bruno, «dann werde ich antworten: «Ich weiss gar nicht, von welcher Frau du sprichst, Liebling.»» «Ich spreche von der», sagte ich, «die jetzt gerade aufsteht und zum kalten Buffet geht. Mein Gott, schau dir das an!» Sie steckte sich mit zwei Fingern laziv langsam ein Lachshäppchen in ihren roten Mund, und sie – ich schwöre, so war es – leckte sich die Finger ab. «Dieses Buffet war vielleicht mal kalt», sagte Bruno, «aber jetzt sollte man es besser löschen, sonst wird's hier drin zu heiss.»

Wir waren uns einig, dass jetzt endlich jemand ein Zeichen setzen musste gegen den Bodyismus. Wir schnappten uns beide eine neue Bierflasche aus dem Eiskübel, und während wir zu der Frau rübergingen, entkorkten wir die Flaschen mit den Zähnen. Normalerweise machen wir das nur zu Hause, und dann spucken wir die Kronkorken auf den Teppich. Aber hier ging das natürlich nicht, also hatte Bruno den Kronkorken noch im Mund, als er zu der Frau sagte: «Was dagegen, wenn mein Freund und ich Ihnen Gesellschaft leisten?» Nein, hatte sie nicht. Sie sagte, sie heisse Ursula, das bedeute die Bärin, und Bären seien gern

allein. Aber sie sei keine typische Bärin. So, wie Bill Gates auch kein typisches Pferd sei. Er sei 1955 geboren und im chinesischen Horoskop ein Pferd. Pferde könnten sehr gut mit Geld umgehen, seien aber auch menschenfreundlich, und Letzteres könne man von Bill Gates ja wohl nicht behaupten, da er 1500 afrikanische Kinder auf dem Gewissen habe, die er bei seinen geheimen Impfexperimenten geopfert habe. Möglicherweise habe er sogar das Blut eines kleinen afrikanischen Mädchens getrunken, auf dem Landgut von Barack Obama. Bruno nickte die ganze Zeit. Dann spuckte er den Kronkorken in seine Hand und sagte: «Mit mir hat Gates auch experimentiert.»



## FAST VERLIEBT Die Ultralinke und der Millionär *Claudia Schumacher*

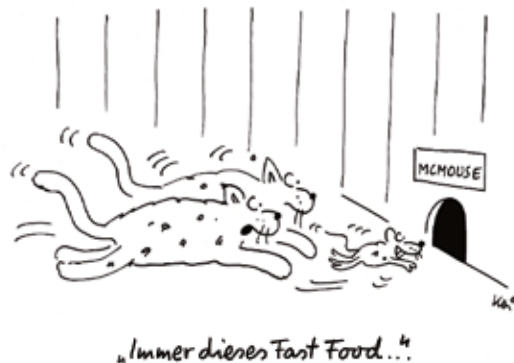
Eine Bekannte von mir, die ich für ihren Drive und ihren Geistesreichtum schätze, hat ultralinke Ansichten. Es ist aber nicht immer so leicht, sie dabei ernst zu nehmen. So fliegt sie an einem Freitag spontan nach München und am Samstag zurück, nur, um doch noch schnell auf dieser einen Party vorbeizuschauen. Gleichzeitig legt sie Wert auf «klimagerechte Sprache», das heisst: Man sagt in ihrer Nähe besser «Klimaleugner» statt «Klimaskeptiker» und «Erderhitzung» statt «Erderwärmung» – sonst könnte sie meinen, man nehme die Lage nicht ernst genug. Sie konsumiert linksalternative, systemkritische Medien – am liebsten in ihrer 200-Quadratmeter-Neubau-Wohnung am See. Sie gibt sich einerseits sehr feministisch, hat aber andererseits einen massiven Gewichsfimmel, liebäugelt mit Botox und nennt Frauen Ende zwanzig schon mal despektierlich

«Mäuschen». Jedem Mann, der sich dieselbe Unverschämtheit erlaubt, würde sie sofort an die Gurgel springen. Das vielleicht Lustigste ist aber, dass sie sich einen Millionär geangelt hat. Wo die Liebe hinfällt, könnte man meinen: Auch eine Ultralinke kann sich in den Klassenfeind verlieben, wenn Amor seine Scherze treibt. Bei ihr ist es jedoch nicht das erste Mal: Auch ihr Ex-Mann schwimmt im Geld. Zwei merkwürdige Einzelfälle hintereinander? Nun, es soll auch Menschen geben, die rein zufällig mehr als einmal vom Blitz getroffen werden. Es ist nur nicht sehr wahrscheinlich.

Meine Bekannte hat mehrere Kinder, sie stammen vom Ex als auch vom neuen Millionär. Die Männer arrangieren sich zivilisiert miteinander. In Wahrheit hassen sie sich allerdings auf den Tod. Was sie dürfen, da sie keine Hippies sind, sondern bekennende Kapitalisten, die sich die Mutter ihrer Kinder nur ungern teilen.

Dass sich meine Bekannte aber wiederholt für den Klassenfeind entschieden hat, hängt wohl ebenfalls mit den Kindern zusammen: «Geld macht alles einfacher, wenn du Mutter bist», erklärte sie mir neulich. Schreit der Säugling, nehme man halt schnell ein Taxi statt den Bus. Und während Mama Karriere macht, passt Vollzeit eine Angestellte auf die Kleinen auf.

So weit, so nachvollziehbar. Wobei man noch einwenden könnte, dass es – Kinder hin oder her – eigentlich immer von Vorteil ist, mehr Geld zu haben als andere, und dass das vielleicht mehr für den Kapitalismus als für den Sozialismus spricht. Ihr das zu sagen, würde nur sehr viel Mut erfordern: Sie kann kämpferisch werden, wenn jemand ihre Ideale in Frage stellt.



# Kleines Licht am Ende des Tunnels

Die Suche nach Schätzen und Sätzen auf Culebra.



Wellen der Wehmut: puerto-ricanische Insel Culebra.

Ich sitze hier, umgeben von Tamarisken und dem Schlag der Wellen, an einem Tisch unter einem kleinen Reben-Baldachin, dessen Blätter von einem verzagenden Grün sind. Es sind die letzten Tage des griechischen Sommers, ein sanfter, kühler Wind überzieht die Küste und trägt eine ausklingende Sommersymphonie und die stets im Inneren summenden Dissonanzen auf das nach einem blühenden Himmel schimmernde Meer, wo sie noch ein wenig plätschern, bevor sie im Rauschen ertrinken.

In mir branden kleine Wellen der Wehmut, auf deren Schaumkronen schon die nächste Sehnsucht reitet. Herbst und dann Winter lauern, Wellen von Viren ebenfalls, und ich würde gerne dem Sommer hinterherflanieren und irgendwann in Puerto Rico landen, wie damals vor zehn Jahren, als ich ein wenig leben wollte wie der Schriftsteller Hunter S. Thompson, diesen Outlaw-Gonzo-Style mit einer Prise verletzlicher Coolheit in der Sonne des Seins und ohne Licht am Ende des Tunnels, und auf der Insel etwas ganz anderes fand, etwas, das jeder Mensch haben sollte; den perfektesten Fluchtort der Welt.

## Hamburger, Erdnüsse und Drinks

Bevor ich nach Puerto Rico kam, war ich in New York, es war Dezember und ich in Williamsburg, wo ich morgens über die Brücke nach Manhattan und zurück joggte, danach im «Peter Luger Steak House» ass und abends in ein paar Bars sass, bis mir das Geld ausging. In den Bars erhielt ich Kredit, bei «Peter» nicht,

und so ernährte ich mich von Hamburgern, Erdnüssen und Drinks und brauchte alle Kraft, um meinen Arsch nicht auf Grundeis gehen zu lassen. Täglich checkte ich mein Konto, ob endlich Honorare eingegangen seien, ich telefonierte mit Redaktionen, wurde vertröstet, suchte schon die Adresse des Generalkonsulats der Schweiz in New York in der Hoffnung auf ein wenig Cash. An Schreiben auf dem Level von, endlich, Weltliteratur, wie ich es eigentlich vorhatte, war nicht zu denken. All das bisschen Energie ging gegen das Verzweifeln drauf.

An einem Donnerstagmorgen kamen die Honorare, ich zahlte die Zeche, gab ein paar Runden aus, und am Freitag stieg ich ins Flugzeug nach San Juan, Flip-Flops in der Tasche, Badehose, Sonnenbrille, ein paar Leinenhosen und -hemden, Zigaretten, Thompsons Buch «The Rum Diary» und allerlei Hoffnung auf ein paar gute Sätze und beschwingten Sex, aber kaum war ich in Old San Juan, bekam ich Fieber und einen furchtbaren Husten, und «the fun has gone», bevor er begonnen hatte. Ich lag im Hotelzimmer, trank Tee, schluckte Pillen, hüllte mich in Betttücher, ging auf die Terrasse, sah über Palmen hin zu einem unerreichbaren Ozean, sah meine Träume ersaufen und mich auch.

Ich weiss nicht mehr, wer mir sagte, dass Culebra die richtige Insel für einen angeschlagenen Mann sei, diese knapp 30 Quadratkilometer mit 1800 Menschen drauf, 30 Kilometer vom östlichen Festland entfernt. Als ich wieder rauchen konnte, ohne am Husten zu ersticken, machte

ich mich auf, um das bisschen gefühlten Rest meines Lebens zu retten und in der Hoffnung, dass die Insel jene Tinte wäre, die mein leeres Blatt Papier füllte oder zumindest aus dem Ge-kritzeln darauf ein paar Sätze für die Ewigkeit werden liesse. Nur ein paar Sätze.

## Blick in die Sterne

Und dann kam das Glück, nur scheinbar aus dem Nichts, in Wahrheit ist es stets eine *creatio ex malo*. Ich fuhr mit meinem gemieteten Chevy kreuz und quer über die Insel, in Sonnenuntergänge hinein, ich glitt an Küsten entlang, segelte mit dem Auto auf dem Ozean, und ich surfte mit einer Amerikanerin ein paar Wellen am Flamenco Beach, bis sie vom Brett fiel und sich die Nase brach, und das war's dann mit dem Bett. Und es war doch mein Glück. Sie war eine Anwältin aus einer Spitzenkanzlei in New York und tough, tough, tough, und immer, wenn ich gerade die Welt erklärte, sagte sie: «Oh, Michael, I think it's much more complicated than that.» – «So wie surfen», antwortete ich an unserem dann letzten Abend.

So fuhr ich weiter mit dem Chevy im Zauber der Insel zu ihren Schätzen, auf der Suche nach den Perlen in mir und zu den Sätzen, von denen ich träumte. Ich lag an den Stränden, sass auf den Hockern der Beach-Bars, hörte dem Meer zu und dem sanften Sound der Insel, schaute in die Sterne und schrieb in mein Notizbuch, notierte alles für später, weil ich wusste, dass Glück, leider, nie die besten Sätze zu Papier brachte.



# Was sie findet, verschenkt sie

Nicola Wyss, 36, mag keine Pilze, aber sie sammelt sie. Auch giftige gräbt sie aus, um sie sich einzuprägen.

Ich habe zwei Firmen: ein Brautmodenhaus und die Pilzschule «Pilzspürnasen». Wir bieten alles rund um Pilze an, mein Hobby ist mein Beruf.

Als Kind ging ich, wenn, dann Morcheln suchen, aber sehr selten. Mein Pilzinteresse entdeckte ich in vollem Ausmass erst später. Mich begeisterte alles, was ich in der Natur finden konnte. Noch heute sammle ich Wildkräuter oder Wildfrüchte.

Nach der Handelsschule mit Berufsmatura arbeitete ich als Informatikerin. Ich wollte dann etwas Eigenes aufziehen und gründete ein Brautmodenhaus, aus Zufall. Ich sah Potenzial darin und habe mich reingearbeitet. Bezug hatte ich keinen, Heiraten fasziniert mich nicht. Ich ziehe Brautkleider nie an, verheiratet bin ich nicht.

Mit dem *Pilzle* begann ich vor mehr als zehn Jahren privat. Die Firma, die ich mit meinem Mentor gründete, schlug dann ein wie eine Bombe – obwohl ich Pilze gar nicht mag. Ich esse sie selten. Wenn, dann einen ganz frischen, wurmfreien Steinpilz. Das restliche Geschlabber spricht mich nicht an. Ich will sie nur suchen, danach stelle ich sie als Bild in meinen Whatsapp-Status. Ich verschenke, was ich finde.

## Wie Fische

Im Frühling, in der Morchelsaison, sind wir wie vergiftet unterwegs. Wir wissen, wo wir hinmüssen, je nach Witterung und Arten. Entscheidend ist die Höhe. Ab Juli sind es die hohen Lagen, ab 1500 Meter bis zur Baumgrenze. Sehr oft kehren wir aber ohne etwas zurück. Von September bis November, in der Hauptsaison, bin ich fast täglich im Wald, manchmal den ganzen Tag. Daneben treibe ich Sport, Krafttraining. Und ich tanze, zu Elektro, House, Latin – was gerade so läuft im Ausgang.

In unseren Pilzkursen sind Morcheln am gefragtesten. Das ist die Königsliga. Sie sind schwer zu finden, weil sie unberechenbar sind. Es gibt sie nur während zwei, drei Monaten im Jahr. Und die Gebiete, in denen sie wachsen, werden immer weniger.

Giftpilze sind marginal ein Thema, gehören aber dazu. Um einen feinen Pilz identifizieren zu können, muss man seinen Doppelgänger kennen. Wenn ich den ersten Knollenblätterpilz der Saison sehe – einer der ganz giftigen –, grabe ich ihn aus und präge mir alles genau

ein. Nicht wie Anfänger, die oft verdrängen, was sie hören. So passieren Unfälle, die im Spital enden.

Noch viel häufiger kommt es aber vor, dass sich Leute mit Speisepilzen vergiften. Das sind dann Lebensmittelvergiftungen, also unechte Pilzvergiftungen. Jeder Pilz kann giftig sein, wenn er zu alt, falsch gelagert oder falsch gekocht ist. Pilze müssen wie Fische behandelt werden. Ich würde sie nie im Laden kaufen. Auch für bewusstseinsweiternde Pilze



«Ich will sie nur suchen»: Unternehmerin Wyss.

werde ich manchmal kontaktiert. Davon lasse ich aber die Finger. Halluzinogene Pilze sind sehr schwer zu dosieren. Zwei Fälle sind mir bekannt: Einer erlebte einen Horrortrip. Ein anderer fiel in ein Loch und wollte in seiner Verzweiflung den Heustock anzünden.

## Unerkannt am Steilhang

Das Schönste am *Pilzle* ist das Erlebnis in der Natur, stundenlang im Berner Oberland, mutterseelenallein an den Steilhängen rumzusteigen. Zwar bin ich ein *Meitschi* vom Land, aber ich entspreche nicht dem Klischee, ich bin nicht alternativ. Ich gebe mich nicht als Pilzsammlerin zu erkennen. Man sieht mir nicht an, wenn ich *id Schwümm* gehe. Wenn ich Pilze suche, sehe ich aus wie ein normaler Wanderer.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



## THIEL

### Extremisten

**Ombudsmann:** Sie möchten sich beschweren, weil Sie in der Zeitung als Extremistin bezeichnet wurden? Weshalb hat man Sie denn als Extremistin bezeichnet?

**Oma:** Ich war an einer Demo, um dagegen zu protestieren, dass meine Enkel mich nicht mehr im Altersheim besuchen dürfen.

**Ombudsmann:** Und deswegen haben Sie protestiert? Das ist ja purer Extremismus! Da müssen Sie sich nicht wundern, wenn Sie als Extremistin bezeichnet werden. Der Nächste?! Worüber möchten Sie sich beschweren?

**Student:** Ich habe viele medizinische Studien zur Wirksamkeit von Masken studiert und bin zum Schluss gekommen, dass Masken mehr schaden als nützen. Und jetzt verbreiten die Medien, ich sei ein Extremist.

**Ombudsmann:** Warum hat man Sie nur als Extremist und nicht gleich als Verschwörungstheoretiker bezeichnet? Das ist es nämlich, was Sie sind! Die Nächste?! Was ist mit Ihnen? Wozu strecken Sie mir eine Hand hin?

**Bäuerin:** Ich wollte Sie nur begrüßen ...

**Ombudsmann:** Sind Sie denn total übergeschnappt?! Raus hier! Noch so eine Extremistin ...! Der Nächste!? Oh, Herr Berset! Was verschafft mir die Ehre?

**Berset:** Mir wurde Extremismus unterstellt, bloss weil ich die Schulen schloss, die Alten in ihren Heimen einsperrte, die Spitäler anwies, Patienten abzuweisen, die Theater und Konzerthallen schloss, gesunde Menschen zwang, Atemmasken zu tragen ...

**Ombudsmann:** Und deswegen hat man Sie als Extremisten bezeichnet? So eine Frechheit! So etwas können nur Verschwörungstheoretiker behaupten. Ich jedenfalls bin froh, zwischen all den durchgeknallten Extremisten auch mal wieder einem ganz normalen, vernünftigen Menschen zu begegnen.

Andreas Thiel

## Herbstsonne am Schwäbischen Meer

Steigenberger Inselhotel,  
Auf der Insel 1, 78462 Konstanz (D)

Jetzt, wo die Schweizer wieder jenseits der Grenze einkaufen dürfen, hat Konstanz seine alte Anziehungskraft zurückerhalten. Einst die Stadt, zu deren Bistum grosse Teile der Schweiz, auch Zürich, gehörten, ist es heute der grenzüberschreitende Kommerz, der die Stadt attraktiv macht. Aber auch ohne geplante Einkäufe ist die Altstadt ein interessantes Gebiet zum Flanieren und um immer wieder neue Entdeckungen zu machen.

Zum Essen hat es uns auf die Insel gezogen, in eine ehemalige Dominikanerabtei, die durch einen Kanal von der Stadt getrennt ist. Heute ist daraus das «Inselhotel» der Steigenberger-Gruppe geworden, und man kann hier direkt am Ufer des Bodensees essen, mit Blick auf das Schwäbische Meer, wo die Sonne den leichten



Dunst über dem See schimmern lässt, so dass das gegenüberliegende Ufer und die Berge nicht zu sehen sind: Wir fühlen uns auf der Terrasse wie am Meer. Und die Palmen in den grossen Töpfen auf den Balustraden machen die Illusion perfekt.

Beim Angebot der Karte mischt sich Mediterranes mit ortsspezifischen Spezialitäten und einigen asiatischen Einsprengeln. Andalusische Kaltschale, Badische Flädlesuppe und Tom Kha Gai stehen so einträchtig nebeneinander wie Garnelen aus dem Mittelmeer und Maultaschen,

Massaman-Curry und Dorade oder Bodenseefelchen und rotes Curry mit Jakobsmuscheln.

Fischknusperle bildeten hier am See einen passenden Einstieg, und auch eine Ochsenschwanzsuppe vom Büffel war sehr in Ordnung. Die Zanderfilets ertranken fast in Kürbis-Kartoffel-Püree und Hummerschaum. Ein Zwiebelrostbraten erwies sich als hervorragend und butterzart, die dazu gereichten Spätzle dagegen orteten wir eher auf der langweiligen Seite. Ein Wiener Schnitzel mit Bratkartoffeln und einem klassischen Gurkensalat wirkte so authentisch, dass man sich daran erinnerte, dass ja auch Österreich ganz am anderen Ende an den Bodensee grenzt – und hie und da lief auch ein Ausflugsschiff mit österreichischer Flagge im benachbarten Hafen ein. Insgesamt war das Essen gut; aber den eigentlichen Reiz des Ortes bildete der Blick auf den herbstlichen See zu unseren Füßen und die geruhsam vorbeiziehenden Boote.

## WEIN/PETER RÜEDI

### Glanz und Elend des Sauvignon blanc

Henri Bourgeois Sancerre Grande Réserve (Sélection Famille) 2019. 13,5%. Mövenpick. Fr. 32.– (nicht online, aber über die lokalen Filialen zu beziehen).

Zu Beginn der nuller Jahre hatte ich einmal das Privileg, aus Anlass einer Weinkolumne Roland Kaiser zu treffen. Der leitete bei der Firma Givaudan in Dübendorf, einem der weltweit führenden Häuser auf dem Gebiet der Aromenchemie, die Abteilung Natural Scents; er analysierte und fixierte natürliche Düfte, die er unter anderem auf Flügen über den Wipfeln der Urwälder entdeckte, im Labor nachbaute und neu komponierte. Einige davon wurden zu Hits der Parfümerie. Als besondere Herausforderung nahm Kaiser sich gelegentlich auch Weine vor. Nicht Rotweine, die seien für einen solch analytischen Zugang zu komplex, aber Weissweine wie einen Gewürztraminer (Les Archenets 1997 von Jostmeyer im Elsass), den wir ganzheitlich genossen, in welchem der Meister aber auf Anhieb «Rosenoxide, Neroloxide und vergleichsweise hohe Anteile von Mono-



terpen-Alkoholen wie Linalool, Alpha-Terpinol und Geraniol, Damnaszenon und 3-Marcapto-Hexanol» ausmachte, welches Letzteres gewöhnliche Weintrinker als Grapefruit-Note wahrnehmen.

Ein Wein, mit dem sich die Supernase auch beschäftigte, war der Sauvignon blanc, damals mit seiner spezifischen Aromatik eben so recht zum Modewein avanciert. Was den Sauvignon bei der Aperitif-Kundschaft so beliebt machte, war die auch für den Gelegenheitstrinker leichte Erkennbarkeit, die grasige, krautige, stachelbeer- und leicht moschusartige Charakteristik, bei der der Analytiker unter anderem die Wirkung von sogenannten Methoxy-pyrazinen ausmacht. Der Erfolg des Sauvignons brachte es mit sich, dass Produzenten, die selbst an

der Loire, im Auge des neuen Sauvignon-Hypes, die Nachfrage an den Pariser zins zum Teil mit mittelmässigen Qualitäten befriedigten, das negative Sortenklischee mit Zuchthefen und wenig Sorgfalt im Weinberg beförderten (die wuchskräftige Rebe neigt, namentlich auf zu fetten Böden, gern zur Überproduktion). Im richtigen Terroir und unter der Mühewaltung sorgfältiger Winzer bringt sie aber fabelhaft frische, fruchtige, mineralische, am Feuerstein (Silex) entzündete subtile Weine, grosse Sancerres und Pouilly-Fumés. Der Sancerre Grande Réserve aus dem Haus Henri Bourgeois in Chavignol (ein paar Kilometer westlich von Sancerre) ist ein solcher Sauvignon-Superlativ.

Inzwischen tragen die Enkel des Pioniers Henri mit naturnaher Produktion die Verantwortung für die 72 Hektar Weinberge. Mit der Grande Réserve 2019 ist ihnen ein sehr lebendiger, vitaler, aromatisch feinstrukturierter (weiss- und gelbfruchtiger), spannungsvoll knackiger, in der Säure schön balancierter Sancerre gelungen. Kein Holz. Ein grosser Weissler jenseits aller modischen Sauvignon-blanc-Banalität.



# Gelassenheit und Ruhe

E-Fahrzeuge sollte man nicht mit zu viel Bedeutung aufladen. Der neue Audi e-tron zum Beispiel ist einfach ein sehr gutes Auto.



**K**ürzlich fuhr ich von einem Termin im Kanton Thurgau zurück nach Zürich. Ich hatte im Restaurant «Schäfli» in Wigoltingen zu tun, und der legendäre Alleinkoch Wolfgang Kuchler zeigte mir dort unter anderem, wie man bloss mit einem Holzbrett und einem Spachtel handgeschabte Spätzle schwäbischer Art herstellt. Kuchler ist mittlerweile im Ruhestand, sein Sohn Christian hat das «Schäfli» übernommen und leistet ganz hervorragende Arbeit.

Während ich also zufrieden nach Hause fuhr, wurde der Verkehr so zähflüssig wie Spätzleteig, was in letzter Zeit zunehmend der Fall ist. Das ist jedenfalls meine subjektive, völlig unempirische Sicht. In diesem Moment im Audi e-tron Sportback 55 quattro zu sitzen, war ausserordentlich angenehm. Die Ruhe und Gelassenheit, mit der das Elektro-SUV mit dem Coupé-Heck fährt, ist schon bemerkenswert. Erst recht auf der Autobahn, wo der Audi dank den Segnungen der Technik auch im dichten Verkehr ziemlich selbständig unterwegs ist, die Geschwindigkeit selbsttätig anpasst sowie Abstand und Spur hält.

Auch anschliessend im stockenden Stadtverkehr, wo die Kombination aus geräuschlosem Antrieb und perfekter Geräuschdämmung eine wohltuende Kombination ist. Vielleicht, dachte ich, wäre es sinnvoll, man würde Elektrofahrzeuge wie dieses nicht mehr mit zu vielen Erwartungen aufladen. Statt batteriebetriebene Autos als unabdingbaren Beitrag zur Rettung des Planeten zu sehen, wären sie möglicherweise besser positioniert als angenehme, ruhebringende Alternative zu Diesel- und Benzinfahrzeugen.

Wobei der Audi e-tron für ein Auto mit 408 PS, einem Gewicht von rund 2,5 Tonnen und einem Durchschnittsverbrauch von 22,3 kWh/100 km in meinem Testversuch dennoch erstaunlich effizient fährt. Umgerechnet sind das 2,6 Liter Benzin auf 100 Kilometer – die benötigte Energie zur Gewinnung der Rohstoffe und die Herstellung der grossen Akkus im Wagenboden sind hier natürlich nicht einkalkuliert.

Gemäss dem Online-Rechner der eidgenössischen Elektrizitätskommission kostet 1 kWh Haushaltsstrom in Zürich zurzeit 20,71 Rappen. Wer in seiner Garage lädt, bezahlt für 100 Kilometer also Fr. 4.60. Das ist ein sehr vorteilhafter Wert und ein weiteres gutes Argument für ein Elektrofahrzeug wie dieses. Es ist wohl in der Anschaffung etwas kostspieliger, der Strom ist im Betrieb dann aber deutlich günstiger als Benzin oder Diesel.

Zusammengefasst könnte man also zum Schluss kommen, dass man ein Auto wie den Audi e-tron Sportback deshalb gerne fährt, weil er hervorragend gemacht ist, weil die Verarbeitung einen ausgezeichneten Eindruck macht und weil er eine hochstehende Fahrkultur zu einem vernünftigen Preis bietet. Das sind gute Gründe, die ganz ohne ökologische Girlanden auskommen.

#### Audi e-tron Sportback 55 quattro S line

Motor/Antrieb: elektrisch/Allrad; Leistung: 408 PS/300 kW; max. Drehmoment: 664 Nm; Batterie: 95 kWh, Reichweite (WLTP): 446 km; Stromverbrauch (WLTP): 26.0–21.9 kWh; Beschleunigung (0–100 km/h): 5,7 sec; Höchstgeschwindigkeit: 200 km/h; Preis: Fr. 96 800.–, Testfahrzeug: Fr. 135 537.–



## OBJEKT DER WOCHE

### Qi-Gong fürs Handy

Induktionsladegerät Terratec Charge Air dot! Für ca. Fr. 39.– im Handel

Manchmal gleicht der Fortschritt einem Rückschritt. Besonders gut zu beobachten ist dieses Phänomen beim Mobilfunk. Zuerst waren die Geräte riesig, dann schrumpften sie auf ein so winziges Mass, dass man sie kaum mehr in der Brust- oder Handtasche fand, einfach, um danach wieder zuzulegen. Nun hat sich das Handyformat irgendwo zwischen Spielkarten- und Jastafelgrösse eingependelt.

Die Art der Stromzufuhr aber veränderte sich lange nicht: ein Kabel zur Steckdose. Weil diese nicht immer verfügbar ist, bleibt der Akku die Schwachstelle des *telefonino*. Der Wunsch nach Wi-Fi-Strom ging mittlerweile zwar in Erfüllung, aber nicht ganz so, wie man es sich im Traum vorstellte – das Handy wird also nicht überall ununterbrochen durch irgendwelche Wellen in der Luft mit Strom versorgt. Beim kabellosen Laden handelt es sich um die induktive Energieübertragung, genannt Qi, was auf Chinesisch Lebensenergie bedeutet. Einigen dürfte das meditative Qi-Gong, bei dem man den Umgang mit seinem Qi trainiert, ein Begriff sein. Der Umgang mit dem Qi des Handys wiederum gestaltet sich weniger spirituell: Man legt sein Smartphone zurück auf eine Ladestation, wie früher – oder heute noch – das schnurlose Festnetztelefon. Dort lädt das Gerät innerhalb von gut drei Stunden, etwas weniger schnell als per Kabel, auf. Bei Amazon sind Induktionscharger derzeit ein Renner.

Benjamin Bögli

# Das Lagerfeuer mottet vor sich hin

Die Lebenserwartung einer US-Bürgerin beträgt 81 Jahre. Exakt so lange hat das TV-Programm in der *New York Times* überlebt. Jetzt wurde es ohne viel Aufhebens aus der gedruckten Ausgabe gekippt. Es entspreche nicht mehr den Gewohnheiten des Publikums, und die Mehrheit würde den Wegfall nicht einmal bemerken, heisst es. Nimmt man die *Times* als Gradmesser, ist der Entscheid als Fanal zu deuten. Während Jahrzehnten versammelten sich ganze Gesellschaften vor dem TV, um die Mondlandung zu verfolgen, Muhammad Alis «Rumble in the Jungle», die Terrorattacke 9/11. Das Fernsehen war eine Art Lagerfeuer, ein monothematischer Versammlungsraum der Öffentlichkeit. Mit Streamingdiensten und sozialen Medien hat sich die Öffentlichkeit zwischenzeitlich vereinzelt, und das mobile Internet pulverisierte die Hegemonie des TV für Bewegtbild zu wichtigen Ereignissen. Auch wenn man anderswo im Medienwald herumzustreunen pflegt: Wenn's wirklich drauf ankam, war es gut zu wissen, dass das Lagerfeuer in der Nähe ist.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



*Monothematischer Versammlungsraum der Öffentlichkeit.*

## FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

*Je älter ich als mittlerweile 68-jähriger Mann werde, desto weniger Gewissheiten habe ich. Immer öfter hinterfrage ich meine Ansichten und Erfahrungen, meine über Jahrzehnte erworbenen, für sicher gehaltenen Erkenntnisse, finde aber keine befriedigenden Antworten. Die vielzitierte Behauptung «Je älter, desto weiser wird man» scheint bei mir ins Leere zu laufen. Geht es anderen beim Älterwerden ähnlich, oder läuft da etwas schief bei mir?*

M. B., Reinach

Sie erleben nun eine Lebensphase, die Sie gedanklich beschäftigt. Und Sie hinterfragen anscheinend Ihre eigene Meinung, die Sie durch Ihre Lebenserkenntnisse erworben haben, und hinterfragen auch Ansichten, die für Sie bis jetzt feststanden. Es stört Sie, dass Sie keine klaren, befriedigenden Antworten finden. Sie glauben, dass, wenn man



in einen Zustand kommt, in dem man die eigenen Ansichten als felsenfest, unverrückbar bezeichnen kann, dies dann wohl die Weisheit sei, die man im Alter suche.

Ich bin nicht dieser Ansicht. Ich glaube vielmehr, dass es gerade Ausdruck von Weisheit ist, dass Sie «die über Jahrzehnte erworbenen Erkenntnisse» hinterfragen. Ganz so sicher, wie Sie dies wohl wünschen, werden Sie aber nie sein. Denn man weiss, alles hat seine Vor- und Nachteile, und am Schluss

wird man sich damit zufriedengeben, dass man erkennt beziehungsweise weiss, was besser ist als etwas anderes. Oder noch pointierter ausgedrückt, man kommt zur Überzeugung, dass die eigene Erkenntnis, die eigene Ansicht die am wenigsten schlechte ist von allen anderen Erkenntnissen und Ansichten. Der grosse Philosoph Sokrates sagte darum am Ende seines Lebens: «Ich weiss, dass ich nichts weiss.» Und das stand für ihn dann wohl auch fest. Und dürfte für uns auch genug sein.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch).

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.



# Markus Ryffel

Seit 41 Jahren führt der 65-jährige ehemalige Weltklasse-Leichtathlet in St. Moritz Laufwochen durch. Selbst Corona konnte diese Tradition nicht stoppen.

Die Tafel im Speisesaal ist weissgedeckt. Markus Ryffel hat sich sein Menü heute selber am Mittagsbuffet zusammengestellt. Er lässt den Blick über den St. Moritzersee in die Bündner Berge schweifen. «Ein Dreisternehaus mit Fünfsternepanorama», schwärmt er. Sein Tenü – schwarze Trainerhose und blaues Jogging-Shirt – will nicht so recht zum distinktierten Ambiente des Hotels «Waldhaus am See» passen. Es verrät, dass der 65-jährige diese Woche noch Schweisstreibenderes vorhat als dieses Interview. So unter anderem einen 19 Kilometer langen Berglauf auf die Alp Grüm auf 2103 m ü. M.

Zusammen mit dem deutschen Arzt und ehemaligen 1500-Meter-Weltklasseläufer Thomas Wessinghage führt Ryffel in St. Moritz jährlich Höhentrainings für Laufbegeisterte durch. «Und zwar seit 1979 ohne einen einzigen Unterbruch», betont er und fügt an: «Unser Laufwoche kann zum Glück auch im Corona-Jahr planmässig stattfinden.» Das ist alles andere als selbstverständlich, immerhin mussten sogar die Olympischen Spiele 2020 in Tokio auf nächstes Jahr verschoben werden.

## Kambly zum Café crème

Auf 1856 m ü. M. gelegen, eignet sich St. Moritz perfekt für Trainingslager. Wer hier oben Sport treibt, profitiert vom alpinen Reizklima. Ryffel erklärt: «Um den Mangel an Sauerstoff in der dünneren Luft auszugleichen, produziert der Körper mehr rote Blutkörperchen, sogenanntes Hämoglobin, um mehr Sauerstoff transportieren können.» Im Spitzensport wurde das Höhentaining im Hinblick auf die Olympischen Spiele 1968 in Mexiko-Stadt auf 2310 m ü. M. populär. St. Moritz positionierte sich früh als idealer Trainingsort und wurde so zum Magneten für Spitzensportler aus aller Welt. «Bereits als junger Athlet konnte ich hier oben von den Grossen profitieren», so Ryffel.

Hoch hinaus wollte er schon als Teenager. Aufgewachsen in Niederuster am Greifensee,

war für ihn eine Laufbahn als Koch im elterlichen Restaurant «Traube» vorbestimmt. Sein Lauftalent führte ihn aber nach Bern, wo er eine Lehre als Schriftsetzer absolvierte und unter den Fittichen seines Förderers Heinz Schild trainierte. An seinen ersten Olympischen Spielen 1976 musste sich das 21-jährige Talent mit Platz 28 begnügen. «In Montreal sammelte ich vor allem Autogramme meiner



Schweizer Klassiker: Läufer Ryffel.

Idole», erinnert sich Ryffel. Doch er war überzeugt: «In acht Jahren bin ich derjenige, der die Autogramme verteilt.»

Genau so kam es auch. Ryffels grösster Erfolg war der Gewinn der Silbermedaille über 5000 Meter an den Olympischen Spielen von 1984 in Los Angeles. Noch heute bekommt man eine Gänsehaut, wenn man sich auf Youtube das Rennen anschaut, in welchem der 29-jährige in der noch immer gültigen

Schweizer Rekordzeit von 13:07:54 Minuten knapp hinter Saïd Aouita im Ziel einläuft.

Zurück in die Gegenwart: Oberkellner Vlado, eine Institution im «Waldhaus am See» seit 1989, bringt einen Café crème. Als Beilage kramt Ryffel ein Kambly-Bisquit aus seinem Rucksack hervor – ein Schweizer Klassiker wie er selbst. «Letztes Jahr habe ich hier oben den zweihunderttausendsten Kilometer in meiner Läuferkarriere absolviert», resümiert der 65-Jährige stolz. Er sei dankbar dafür, dass er auch heute noch beschwerdefrei seinen Sport betreiben kann. Und dass er seine Leidenschaft zum Beruf machen konnte: als erfolgreicher Sportartikel-Unternehmer (Ryffel Running) und als Organisator von Lauf-Events wie dem Greifenseeelauf, dem Schweizer Frauenlauf oder dem Survival Run sowie von Marathonreisen nach New York, London, Tokio oder Berlin.

## Isostar statt Cüpli

Bei jeder Gelegenheit predigt Markus Ryffel die Vorzüge des Joggens, insbesondere im Kampf gegen die grössten Geiseln unserer Zeit: nämlich Herz-Kreislauf-Erkrankungen und Rückenbeschwerden. «Was gibt es Gesünderes und Effizienteres?», fragt er und breitet beide Arme aus. «Das Stadion Natur ist das ganze Jahr geöffnet – rund um die Uhr und erst noch gratis!»

«In den ersten Jahren wurden wir noch belächelt», erinnert er sich, «wir waren die verschwitzten Sonderlinge, die an der Hotelbar lieber Isostar trinken statt Cüpli.» Doch unterdessen sei die Laufbewegung zum Massenphänomen geworden. Sogar berufliche Vorteile erkennt Ryffel, wenn man im CV «New-York-City-Marathon-Finisher» vorweisen könne. «Das ersetzt das, was früher der Leutnant im Militär bedeutete», sagt er. «Einen Marathon kannst du nicht delegieren, du musst ihn ganz alleine schaffen.» *Roy Spring*

Markus Ryffel im Internet: markusryffels.ch

# Prophet des Silicon Valley

Stanford-Professor René Girard prägte eine ganze Generation von Internet-Unternehmern. Wer war dieser Romanist aus Frankreich? Was sind seine Lehren?

*Hans Ulrich Gumbrecht*

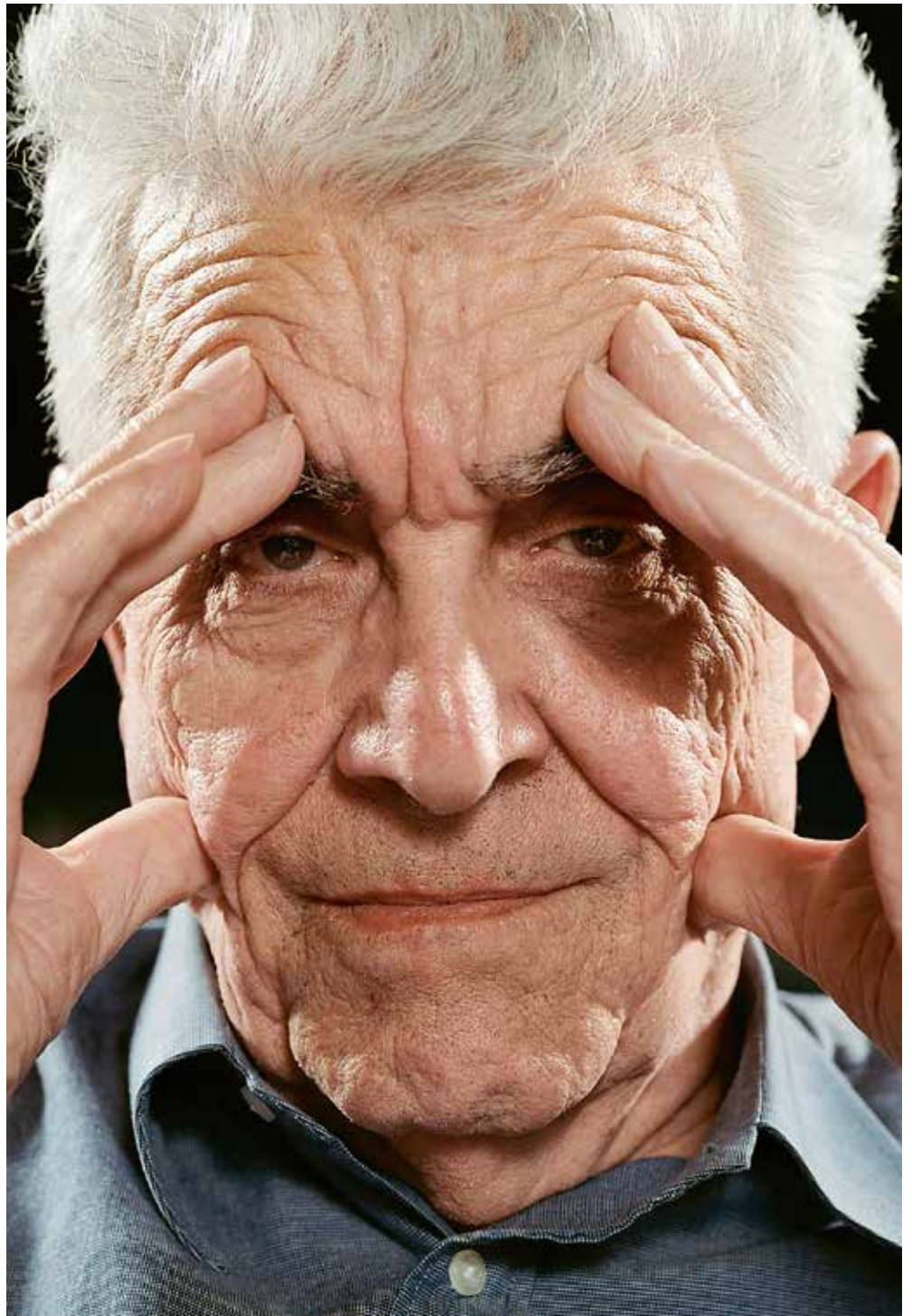
**R**ené Girard, der 2015 mit 92 Jahren in Kalifornien starb, hat seine deprimierende Vision des Menschen von originellen Annahmen über die Entstehung von Konflikten abgeleitet. Jener erste Schritt war angeregt von der Lektüre grosser Romane aus dem französischen und russischen Realismus, über die Girard 1961 sein erstes Buch unter dem Titel «Figures des Begehrens» veröffentlichte. Nicht um das auf denselben Gegenstand gerichtete Begehren zweier rivalisierender Personen gehe es, hatte er gelernt, sondern um den Impuls, diejenigen nachzuahmen und ihnen gleichzukommen, die schon im Besitz des Gegenstands ihrer und anderer Begierden sind.

Wo das Begehren einer Person gilt, entstehen permanente Eifersuchtsdramen zwischen drei Positionen, in denen Girard die archaische Grundsituation menschlicher Existenz entdeckte. Indem sich diese Dynamik in allen Gesellschaften ausbreitet, löst sie eine erstickende Spannung aus, die das Kollektiv nur für kurze Übergangsphasen durch die Identifikation eines Sündenbocks und dessen Opferung aufzuheben vermag.

1972 hat Girard in seinem zentralen Werk über «Das Heilige und die Gewalt» diese Schlussfolgerungen aus der literarischen Interpretation zu einer neuen Anthropologie verarbeitet. Eine diesseitige Erlösung vom Gewaltzyklus gehe den Menschen ab. Allein das Neue Testament setze mit der Erhebung des Sündenbocks Jesus Christus zum Status des Gottessohnes die willkürliche Grausamkeit des Gewaltmechanismus in ein kritisches Licht. So heisst es 1978 in einem Gespräch vom «Ende der Gewalt», in dem Girard der Bewegung seiner Philosophie ein theologisches Ende gibt.

## Kapitalist und *libertarian*

Der Unternehmer Peter Thiel gehört zu der erstaunlichen Zahl von Silicon-Valley-Protagonisten, die dieser elementaren Intuition produktive neue Akzente abgewonnen haben. Er sei von Girard «sehr beeindruckt» gewesen, erzählte er im grossen *Weltwoche*-Gespräch von August. Als Kapitalist und *libertarian* hat Thiel



*Hoffnung auf Durchbrüche aus dem Diesseits: Vordenker Girard (1923–2015).*



zunächst die aus Rivalitäten hervorgehende Innovationskraft hervorgehoben. Die Frage, wie man zu einer Unterbrechung der Gewaltzyklen gelangen könnte, führte ihn dann zu einer Differenzierung zwischen Rivalität und Gleichheit. Blockaden der Gleichheit als Folgen von Eifersucht sollen durch die Dynamik flexibler sozialer Hierarchien – vor allem durch Zugang zu Eliten und deren permanente Umbesetzung – aufgehoben werden.

Für Thiels Entscheidung, früh in Facebook zu investieren, war Girards Theorem von der Zentralstellung menschlicher Kopier- und Konkurrenzimpulse ausschlaggebend. Sein Engagement für individuelle Freiheit hat er an Bedenken gegenüber den negativen sozialdynamischen Folgen der Gleichheit gebunden. Vor allem aber – und dies macht Peter Thiel zu einer intellektuellen Ausnahmestalt – folgt er Girard in der eigentümlich säkularen Festlegung auf die christliche Theologie.

### Farbige Gerüchte

Wie lässt sich nun dieser Einfluss einer immer neu in Anschlag gebrachten Grundidee auf Thiels komplexe Intelligenz erklären? Welche Rolle spielten die Persönlichkeit und das mögliche Charisma seines Lehrers?

Einige Sommermonate nach Thiels Collegeabschluss in Stanford hatte ich das Glück, Kollege des damals schon legendären, aber noch wenig gelesenen René Girard zu werden. Die meisten der farbigen, ihm vorausseilenden Gerüchte, etwa dass er zum Berater des Papstes

*An seinem Ruhm,  
der auf sich warten liess,  
hat er nie gearbeitet.*

aufgestiegen sei, haben sich nie materialisiert. Heute verhilft die ausgezeichnete recherchierte Biografie von Cynthia Haven zu vielen neuen, auch nebensächlichen Erkenntnissen, während Girard zu Lebzeiten weder an seiner Aura noch an ihrer Auflösung gelegen war.

Regelmässig kam er zu den Sitzungen der Hochschullehrer, um mit freundlicher Autorität, gelegentlichen Rückgriffen auf seine Theorie und nur selten ostentativer Distanz zu allerhand Problemen in einem idiomatisch versierten amerikanischen Englisch Stellung zu nehmen. Die anfänglichen Bemühungen des 25 Jahre jüngeren neuen Kollegen, durch Widerspruch Profil zu gewinnen, tolerierte er mit der Eleganz eines demokratischen Grandseigneurs.

Nur einmal hatten wir ein kurzes persönliches Gespräch. René musste gehört haben, dass ich an meiner vorigen Universität in Deutschland den damals auf dem Zenit seines Ruhms stehenden Jacques Derrida zu einer Gastprofessur eingeladen hatte. So bat er mich freundlich, bis zu seiner bald anstehenden

Emeritierung keinen Derrida-Besuch in Stanford vorzubereiten. Es blieb bei der Bitte ohne Druck und Begründungen, die ich gerne erfüllte, zumal mich Derridas öffentlicher Glanz viel mehr faszinierte als seine Philosophie.

Dieser Eindruck zugewandter Ferne muss sich aus Girards Unabhängigkeit ergeben haben. Nach seiner Ausbildung in Paris zum Spezialisten für mittelalterliche Manuskripte hatte sich der junge Südfranzose 1946 für ein Stipendium an der Indiana University Bloomington beworben, weil er die Einschätzung des Vaters teilte, so ein anderes biografisches Gerücht, dass neues intellektuelles Leben in Frankreich nach dem Weltkrieg nicht mehr entstehen würde.

### Rückkehr zum katholischen Glauben

In Indiana promovierte er mit einer sozialgeschichtlichen Arbeit, erreichte aber nicht die angestrebte akademische Lebenszeitstelle. Eine Zeitlang hielt er sich mit Kursen zur französischen Literatur für College-Anfänger finanziell über Wasser – und wurde bei dieser Zufallsbeschäftigung von seiner Intuition zur nachahmenden Dreiecksbeziehung als Grundmuster menschlicher Existenz überrascht.

Während der folgenden sechseinhalb Jahrzehnte hat Girard die eine Idee in immer neuen Ansätzen illustriert und ausgebaut. Auf die erste «Konversion» im intellektuellen Sinn folgte 1959 eine religiöse Konversion als Rückkehr zum katholischen Glauben und zu seiner Theologie, die Girard – ganz ohne Fanatismus oder Bescheidenheit – immer als Bestätigung der eigenen Einsicht auffasste.

An seinem Ruhm, der auf sich warten liess, hat er nie gearbeitet. Noch 1966 organisierte er als Lehrstuhlinhaber an der Johns Hopkins University ein bis heute berühmtes Kolloquium zum französischen Gegenwartsdenken, zu dem er den noch unbekannteren Derrida einlud. Dessen Text stellte als Ereignis die anwesenden Grossautoritäten aus Paris in den Schatten, doch der Gastgeber Girard wollte sich nie als Entdecker feiern lassen.

### Mangel an Orientierung

Mit der wachsenden Unabhängigkeit des gelassenen Propheten schwebte er über allen Rivalitäten unter vermeintlich Gleichen. So gewiss war er der eigenen Einsicht, weil er sie von einem Text mit dem Ansehen göttlicher Inspiration bestätigt fand. Aus dieser Grundlage erst konnte sich das Wechselspiel zwischen einem Diesseits ohne Grenzen (primäre Intuition) und einem Jenseits mit Realitätsbindung (Neues Testament) entfalten. Statt Kritiker zurückzuweisen, suchte Girard mit fast unbegrenzter Geduld, ihnen die Stichhaltigkeit seiner Vision zu zeigen. Studenten im Collegenalter wie Peter Thiel begeisterte so viel Kohärenz, während jene Empathie, die eigenständiges

Denken bei jungen Kollegen freisetzt, keinen Platz im Repertoire eines Propheten hatte.

Sollen wir René Girards postum wachsende Relevanz als Symptom einer neuen Sehnsucht nach Intellektuellen im Prophetenstil ansehen? Davor stehen in einer Zeit heisslaufender Gleichheitsleidenschaften erst einmal die Dringlichkeit seiner Warnung vor den sozialen Gleichheitsfolgen und sein gelassenes Engagement für Formen kultureller Differenz. Die komplexere Sehnsucht jedoch hat mit einem Verlust an Evidenz zu tun. Unter dem Einfluss elektronischer Datenverarbeitung schmelzen die existenziellen Pole dessen, was uns früher entweder als «notwendig» (und unvermeidlich) oder als «unmöglich» (und praktisch irrelevant) galt.

Unmöglich scheint nun nichts mehr zu sein, und zu immer mehr früher «notwendigen» Fakten entdeckt die Wissenschaft von heute Abweichungen und Alternativen. Dies genau macht unsere prekäre Zukunft aus, die jede klassische Sicherheit als «Konstruktion» zu entlarven und auszulöschen droht. Ein enormes Versprechen an Freiheit geht einher mit einem Mangel an existenzieller Orientierung, unter dem wir permanent leiden. In dieser Konstellation hört nicht allein Peter Thiel auf den prophetischen Girard mit seiner distanzierten Gewissheit und der Hoffnung auf Durchbrüche aus dem Diesseits. Und selbst Beobachter, denen – wie mir – solcher Glaube abgeht, sind sehr beeindruckt von ihm.

Hans Ulrich Gumbrecht ist ein deutsch-amerikanischer Romanist und Albert-Guéraud-Professor in Literatur (Emeritus) an der Stanford University.

VALUES WORTH SHARING

«Auf die LGT kann ich mich verlassen – auch in schwierigen Zeiten.»

Peter Bollmann, LGT Kunde seit 2009



Private Banking

lgt.ch/values

# Autos sind Frauensache

Die angebliche Männerdomäne gehört eigentlich den Damen. Liebe Herren, kommt damit klar.



Im Schnitt alle sieben Jahre schaue ich mich beim Händler nach einem neuen Fahrzeug um. In erster Linie möchte ich herausfinden, welches Modell mich attraktiver erscheinen lässt als mein jetziges Auto, danach erst geht es um die Optimierung des Fahrerlebnisses. Wegen des eventuellen Vorwurfs der Schleichwerbung ziehe ich es vor, die Marke meines mobilen Gefährten hier nicht zu nennen. Ein Ex-Freund hat es mal «Direktorinnen-Wagen» genannt. Für Feministinnen ist es wohl eine Patriarchen-Kutsche.

Den Direktorinnen-Wagen (kein SUV) habe ich mir zum letzten runden Geburtstag geschenkt. Auch wenn ich es nicht oft benütze und im Sommer mit dem Velo unterwegs bin, ich fahre gerne Auto und stehe auf schöne Karossen.

Mein Mann hatte bei dem Kaufentscheid nichts mitzureden – umgekehrt steuere ich selbstverständlich die Wahl seines Wagens, so dezent, dass er es nicht merkt. Denn sein Auto muss ja vor allem eins: mir gefallen.

Es gibt Forschung, die behauptet etwas anderes. Laut einer älteren Umfrage von Autoscout 24 entscheiden in einer Partnerschaft Mann und Frau beim Autokauf gemeinsam über das Modell und die preisliche Höhe der Anschaffung. Eigenschaften, die jeder für sich alleine bestimmt, seien der Motor – zwei Drittel der Männer entscheiden über den Motor, ohne zuerst mit der besseren Hälfte abzuklären –, und jede dritte Frau wähle die Farbe aus ohne Konsultation mit dem Partner.

Im Hinblick auf meine eigenen Umfragen und Beobachtungen im Freundes- und Bekanntenkreis taugt diese Autoscout-Befragung so gut wie eine Wettervorhersage für Donnerstag, 21. Januar 2021. Denn wie's aussieht, entscheidet in den meisten Partnerschaften die Frau über den Autokauf. (Natürlich ist der Motor den Damen einerlei, nur hängt der ja unmittelbar mit dem Preis zu-

sammen.) Sie ist die Hüterin des Familienbudgets. Auch die Federführerin bei der Familienplanung. Die Souffleuse bei seinem Jobentscheid. Die Kontrolleurin seiner Kleidung. Die Befehlshaberin über seine Essgewohnheiten. Während sie sich beim Kauf des eigenen Autos gerne Rat beim Partner holt, dann aber alleine entscheidet, bestimmt sie bei seinem Wagen praktisch vollumfänglich mit. Ich kenne keinen einzigen Mann, der beim Autokauf nicht erheblich auf die Wünsche und Einwürfe der Gattin eingeht – und oft mehr, als ihm lieb ist. Natürlich würde das kein einziges männliches Wesen zugeben. Aber es ist klar: Die Männerdomäne Autokauf gehört nicht den Herren, wie gemeinhin angenommen wird.

Männer sind auch nicht die Einzigen, die sich leichtsinnig emotional ansprechende Wagen anschaffen. Auch Frauen fahren gerne unvernünftige Autos – wie die allmorgendliche SUV-Kolonnen vor den Schulhäusern dieser Welt eindrücklich belegt. Gerade zierliche Damen sitzen laut Autoverkäufern gerne im grossen Geländewagen mit hoher Sitzposition, weil sie da offenbar eine bessere Übersicht über das Verkehrsgeschehen haben. Hier purzeln die ansonsten rationalen Argumente der Damen komplett durcheinander. Denn es gibt ja keinen vernünftigen Grund, warum man einen Geländewagen, wo Spritverbrauch und CO<sub>2</sub>-Emissionen um ein Vielfaches höher sind als bei Personenkraftwagen, für den Transport der Kids zur Schule oder die 200-Meter-Fahrt zum Supermarkt braucht. Und mit dem man sich obendrein einen längerfristigen Seelenschaden angesichts wiederholter missratener Parkmanöver zufügt.

In Realität sind die Ansprüche der Frau ans Auto offenbar noch nicht ganz bei allen Händlern angekommen, auf jeden Fall erlebe ich es so. Bei meinem letzten Shoppen im Gemischtautomobil Laden zeigte ein Experte beim Rundgang

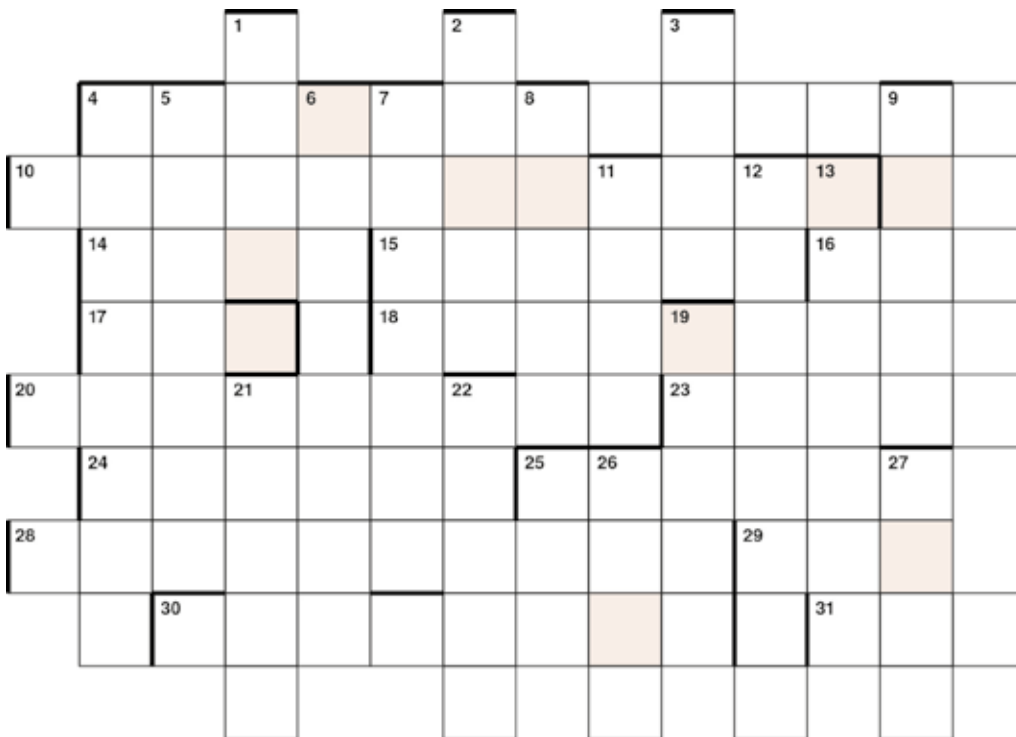
durchs Geschäft als Erstes auf ein KIA-Kompaktmodell, das von der Grösse her in meine Handtasche passte: «Suchen Sie etwas Praktisches zum Parkieren in der Stadt? Wenig Benzinverbrauch?» Manche Händler gehen davon aus, dass alle Frauen auf emotionslose Kleinwagen stehen, die einzig dafür geschaffen wurden, damit das Einparken unter dreissig Minuten klappt. Man könnte jetzt an der Stelle «Sexismus!» brüllen und einen neuen Hashtag kreieren: #AutoAufschrei. Ich habe mich entschlossen, dem Kerl ein Lächeln zu schenken, das für Herablassung und Mitleid gleichermassen steht, und auf meinen Wagen draussen gezeigt.

Auto-Experten bestätigen, dass die wachsende Zahl der Frauen in Führungspositionen Auswirkungen auf den Autokauf hat: Frauen kaufen sich vermehrt selbst Cabriolets, Coupés oder SUVs der gehobenen Preisklasse. Auch gönnen sie sich gerne einen Hingucker, über den sie sich definieren können, der ihnen einen Auftritt verschafft und den Mädels beim Sushi-Abend bewundernde Blicke abringt. Es verhält sich ähnlich wie bei der Handtasche. Unbestritten gehören aber Sicherheit und Zuverlässigkeit zu den wichtigsten Eigenschaften.

Technischer Schnickschnack interessiert Frauen nicht. Wenn das Innere eines Wagens über mehr Tasten und Hebel verfügt als ein Klavier, ist unsere Psyche überbelastet. Zugegeben, es ist ein Widerspruch: Auf der einen Seite wollen wir angemessenen Komfort, auf der anderen darf das Auto uns technisch nicht überfordern. Letztlich würde für uns also das Innenleben eines Deux-Chevaux von 1980 ausreichen. Wer das versteht, der kann uns jedes Auto verkaufen. Und wen es zu überzeugen gilt, wissen Sie ja jetzt auch.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli





**Lösungswort** — Führt Kokser stets der Nase nach.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — **4** Fallen nicht einfach nur, sondern schlagen geradezu ein. **10** Lassen sich Furchen und Ritzen oder Gurken und Pizzen. **14** Ungerade und bekanntlich gerade einer zu viel. **15** Selbst sein Sarg, ein Sarkophag, trug nebst Geissel und Krummstab einen künstlichen Bart. **16** Donaustadt und einst Heim Einsteins. **17** Kupfer, Kies, Kohle und Mammon im altertümlichen Rom. **18** Einer, der immer gleich *flieht*, sobald er die Fratze der Wirklichkeit sieht. **20** Gnadenlos blutvoll und masslos temperamentvoll. **23** Schneider, Schweisser oder Zeiger light. **24** Gibt seit Jahrhunderten zuverlässig den Anpiff für die Teepausen. **25** Ein Monologabtausch macht noch keinen! Zumindest keinen guten. **28** Meditationsziel: ein grosses Loch im Bühnenboden. **29** Der Anglo-Franzose warnt: All travail and no \_\_\_ makes Jacques a dull garçon. **30** Die Schnauzerschnipsler und Kotelettenkapper mit Plastikpüppchen. **31** Sorgt bei der Käseproduktion für die Koagulation.

**Senkrecht** — **1** Für Bewohner einer Turmmetropole die Turmstadt der Toskaner. **2** Eins weniger als zwei mehr als vier weniger als dreimal 14 Waagrecht. **3** Sobald ea iacta est, ist die Messe gelesen. **4** Kein Mensch kann sie wissen, kein Jäger erschiesens; es bleibt dabei: Sie sind frei! **5** Für Krankheiten oder Streitigkeiten Verantwortlicher. **6** Der Unbewegliche im kleinkarierten Hemd auf dem vertikutierten Rasen. **7** Die sollten wohl wieder mal gewechselt werden, wenn einem ständig die Decke auf den Kopf fällt. **8** Fixfertigflüssigfood fürs Formelfasten. **9** Werden nach der Ankunft aufgeschlagen und vor der Abfahrt abgebrochen. **11** Fährt für gewöhnlich, öffentlich und persönlich, eine urbane Schiene. **12** Er geht, ganz egal wohin, mit seiner Partei durch dick und dünn. **13** Einer Schalenfrucht Samensaft. **19** Dazu werden Schnecken und Schrecken, falls sie übermässig snacken. **21** Kleinere Abhandlung mit grösserem Anspruch. **22** Etwa so komisch ist die Nudel unter den Scherzkeksexen. **25** Giovanni, was ergibt 2 Senkrecht geteilt durch 14 Waagrecht? **26** Jesus von Nazaret, Regent der Iuden. **27** Die bevölkerungsreichste Pazifikkolonie – sorry, Aussengebiet – der selbsterklärten Antikolonialisten.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselselfactory

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 686



**Waagrecht** — **6** ZITRONENSAFT: Anagramm von «Fronteinsatz» **11** [ZUSAMMEN][REIMEN] **14** LEVANTE **15** AESOP **16** NEGIERUNGEN **18** (Der) ANDRE: Bedeutet der Mannhafte. **19** VAGE **21** Der/das ERBE **22** GONDOLIERI **25** (Fris)EUR **26** BEBE **27** DRAENGELN: Anagramm von «Lagernden» **28** NEMO: lat. niemand **29** EN: Arg[en]tini[en], span. in **30** (Kugel) STOSSEN

**Senkrecht** — **1** EISEN **2** ARMAGEDDON **3** KNETE **4** MAISGRIESS: für Polenta, Anagramm von «Sigi Ramses» **5** STEP: engl. Schritt **6** ZULANGEN **7** TAVERNE: aus dem Kriminal-Tango **8** OMNIVORE **9** ENERGIE **10** Der/die SEE **12** RAUE **13** MOEBEL **17** NEUNER **20** A[LAND] **21** ERGO: umgedreht «ogre» (franz. Oger) **23** OBEN: Nitr[oben]zolen, Registerpr[oben] **24** ENTE(ntest)

**Lösungswort** — **ANZEIGEGERAET**

# EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien

# Elite

HANDGEFERTIGTE SCHLAFKULTUR

## Kunsth Handwerk

*Handgefertigte Matratzen, von unseren Handwerker in unseren Ateliers in Aubonne hergestellt.*

Ob Schweizer Wolle, Kaschmir, Tussah-Seide oder Bio-Baumwolle, wir wählen die edelsten Rohstoffe aus, um Ihnen einen traumhaften Schlaf zu bieten.

## Natürlich

*Entspannt schlafen und gleichzeitig die Umwelt respektieren.*

Unsere Matratzen sind mit dem EU Ecolabel zertifiziert. Alle Stufen ihrer Herstellung werden strengstens auf Haltbarkeit und Qualität kontrolliert.

## Komfort

*Die Qualität des Schlafes bestimmt Ihre Tagesform.*

Ihre Matratze sollte sich Ihrer Körperform anpassen und nicht umgekehrt. Zu weich verhindert sie, dass sich Ihre Muskeln entspannen. Ist sie zu hart, werden bestimmte Bereiche komprimiert, was zu Schmerzen führen kann.

Schweizer Manufaktur seit 125 Jahren

 Matratzen - Betten - Boxsprings 

Sie finden uns in:

Zürich - Riehen - Luzern - Gstaad

[www.elitebeds.ch](http://www.elitebeds.ch)

